



GESCHICHTEN UND  
GESICHTER VON  
ÜBERLEBENDEN DES  
HOLOCAUST

Abschlussband | Hefte 1–15

Memoiren von Holocaust-Überlebenden



GESCHICHTEN UND  
GESICHTER VON  
ÜBERLEBENDEN DES  
HOLOCAUST

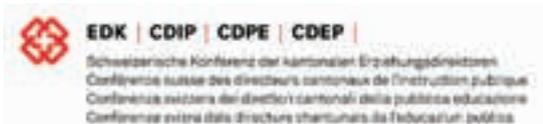
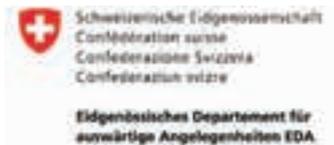
Abschlussband | Hefte 1–15

Abschlussband der Buchreihe «Memoiren von Holocaust-Überlebenden»

Mit freundlicher Unterstützung von:

EDA, EDK, Kontaktstelle für Überlebende des Holocaust,

Schule für Gestaltung Basel



Herausgeber: Ivan Lefkovits, Daniel Gerson

Zusammenfassungen der Hefte 1–15: François Wisard, Caterina Abbati

Übersetzungen der übrigen Texte: Sprachdienst EDA

Lektorat: Daniel Gerson

Fotos: EDA und F. Schwendimann, Kontaktstelle für Überlebende des Holocaust

Gestaltung: Christine Jungo, Schule für Gestaltung Basel

Druck: Digitaldruck buysite AG

Gesetzt aus der Garamond, Gedruckt auf Munken Lynx

Erste Auflage 2014

© Die Rechte der einzelnen Hefte liegen bei den Autorinnen und Autoren

© Die Rechte für die Gesamtausgabe liegen bei Ivan Lefkovits

## INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	5
<hr/>	
Teil I	7
Aus dem Leben der Kontaktstelle	
<hr/>	
Teil II	23
Zusammenfassungen der Hefte 1–15	
<hr/>	
Teil III	75
Holocaust Gedenktag im Bundeshaus Bern, 2011	
<hr/>	
Teil IV	111
Privates und öffentliches Erinnern	
<hr/>	
Teil V	125
Nachwort	

## VORWORT

*«It is our responsibility towards the younger generations to explain what made possible such crimes against humanity and how to prevent similar tragedies in the future. Auschwitz-Birkenau is a universal symbol. A symbol of the worst horrors mankind is capable of».*

*Diese Sätze schrieb ich zu Beginn meines Präsidentschaftsjahres im Januar 2014 ins Gästebuch des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau. Ich besuchte diese Gedenkstätte in Begleitung der Enkelin eines Überlebenden.*

*Auschwitz-Birkenau ist das Holocaustmahnmal schlechthin und ein Symbol mit universeller Ausstrahlungskraft. Auch einige Berichte in dieser Sammlung haben das Vernichtungslager als schauerlichen Schauplatz. Der Holocaust hat allerdings viele Gesichter: weitere Lager, Ghettos, Verstecke, Deportationen aber auch Rettungsbemühungen, unendliches Leid und einige Momente der Solidarität.*

*2008 ermutigte ein Verein von in der Schweiz wohnhaften Überlebenden seine Mitglieder, die noch nicht über ihr Schicksal berichtet hatten, ihre Lebensgeschichte vor, während und nach dem Holocaust niederzuschreiben. Daraus entstand eine Memoirensammlung. So klein jedes einzelne Heft sein mag, die darin geschilderten Erlebnisse und Schicksale sind von grosser Intensität. Ich danke allen Personen und Institutionen, die in irgendeiner Form zum Gelingen dieses ansprechenden und zugleich notwendigen Projekts beigetragen haben, von ganzem Herzen.*

*Das Betrachten und Lesen der Hefte erinnert mich an ein Mosaik. Die einzelnen Hefte und die darin festgehaltenen Erinnerungen fügen sich wie Teile einer kollektiven Geschichte zusammen. Jeder Bericht befasst sich mit einem oder mehreren unvergleichlichen Schicksalen. Sie enthalten*

*einen Namen und ein Bild: Die Opfer sind nicht mehr anonym und stumm, sie sind nicht mehr nur Statistik. Sie erlangen vielmehr eine Würde, die man ihnen zu entreissen versucht hat.*

*Bei der Lektüre der bewegenden Erlebnisberichte berührten mich zwei Gemeinsamkeiten besonders. Einerseits wie schwierig und zugleich wichtig es ist, von den Gräueln und dem Leid zu erzählen. Für die jungen Generationen ist dieser Schritt von enormer Bedeutung und so gilt den Überlebenden und ihren Angehörigen meine grösste Hochachtung und Anerkennung.*

*Andererseits schildern die Berichte, wie es Kindern, die 1945 alles oder praktisch alles verloren hatten (Eltern, Verwandte, Hab und Gut und oft auch den Glauben an die Menschheit), dennoch gelang, ihr Leben neu aufzubauen, eine Familie zu gründen und sich zu entfalten, nicht zuletzt durch eine erfolgreiche berufliche Laufbahn in unserem Land. Sie schafften es dank ihrer Beharrlichkeit, aber auch dank der Bereitschaft der Schweiz, sich ihnen zu öffnen und ihnen die Integration zu ermöglichen. Nun, da mein Präsidialjahr zu Ende geht, scheint es mir wichtiger denn je, diese Botschaft zu vermitteln.*

DIDIER BURKHALTER

Bundespräsident.

Dezember 2014.

TEIL I

AUS  
DEM LEBEN  
DER  
KONTAKTSTELLE

## VORGESCHICHTE DER HEFTENREIHE

Der Abschlussband stellt ein «Pendant» zur Gründungsnummer dar. In der Gründungsnummer haben wir das Ziel definiert, nach Jahrzehnten des Schweigens und der Sprachlosigkeit – in den letzten Minuten unseres Daseins – über die Holocaust-Vergangenheit zu berichten. Wir halten inne und fragen, ob wir unsere Vorsätze auch eingehalten haben.

Die Sammlung der 15 Berichte wurde fertiggestellt und in einer gediegenen Auflage der Öffentlichkeit übergeben. Die Autoren haben von sich alles gegeben was sie konnten. Ob sie Mitglieder der Kontaktstelle für Überlebende des Holocaust waren, oder Menschen die eine «offizielle» Mitgliedschaft in der Kontaktstelle gemieden haben, sie alle sind bei dieser Arbeit über sich hinausgewachsen. Die Autoren wollten keine «belles-lettres» erstellen, sie wollten lediglich Zeugnis ablegen. Und dies haben sie alle getan. Zum Zeitpunkt dieser Veröffentlichung drei der Autoren weilen leider nicht mehr unter uns.

Hinter diesem Memoiren-Projekt stand der gesamte Vorstand der Kontaktstelle sowie eine kleine Anzahl Mitglieder welche sich spontan zum Mitmachen entschlossen hatte. Wir wussten, dass wir mit dem «Auf-ruf» bei weitem nicht alle Mitglieder erreichen werden. Viele befürchteten «niemand werde sich für unsere Geschichte interessieren» oder «sich zum lesen entschliessen». Einige meinten gar dass «schon zu viel darüber geschrieben» worden wäre. Wir suchten nicht unbedingt den Konsens aller Ansichten. Jeder hat für sich selbst gedacht und gehandelt. Nach Jahrzehnten des Schweigens haben wir angefangen über unsere Vergangenheit zu sprechen und auch den Riesenschritt gewagt, das bis jetzt unter Freunden erzählte, strukturiert auf Papier niederzuschreiben.

Zum Schluss soll ein Absatz aus der Gründungsnummer hier wiederholt werden:

*Einige Verfasser haben beim Schreiben ein Ziel formuliert: «für meine Enkelin» oder «damit so was nie wieder passiert». Es ist völlig in Ordnung,*

*mit jedem einzelnen Mosaikstein etwas erreichen zu wollen, aber für das gesamte Bild (der vielen Mosaiksteine) ist es überhaupt nicht wichtig, ob das Niedergeschriebene jetzt, zu dem Zeitpunkt unseres Lebens, gelesen wird oder nicht. Wir sollen Zeugnis ablegen. Es wäre anmassend zu glauben, dass wir mit unseren Aussagen die Welt aufrütteln und verändern könnten. Und es ist auch nicht wichtig, ob die Aufzeichnungen von zehn Menschen oder zehntausend Menschen gelesen werden. Die Enkelin möge es doch lesen, und ein Nahziel in Form einer Mahnung (an die unverbesserliche Menschheit) ist nützlich, aber soll für das Schreiben nicht ausschlaggebend sein. Unsere Aussagen sind Teil der Geschichte des Holocausts.*

Statt die Verdankungen zu wiederholen, verweise ich auf die Gründungsnummer in welchem zahlreiche Menschen und Institutionen erwähnt wurden. Alle, die uns am Anfang geholfen haben, standen uns mit Rat und Tat bis zu der Fertigstellung zur Seite. Ohne deren Hilfe hätte diese Reihe nicht zu Ende gebracht werden können.

IVAN LEFKOVITS

Mitglied des Vorstandes der Kontaktstelle für Holocaustüberlebende.

Februar 2014.

&gt;

Beginn einer  
Sitzung unter der  
Leitung von  
Gábor Hirsch.



Besuch aus dem  
EDA: Botschafter  
Jacques Pitteloud  
berichtet über  
das Engagement  
der Schweiz in  
der International  
Holocaust  
Remembrance  
Alliance (IHRA).



Andreas Sàs  
berichtet über sein  
Schicksal.



Aufmerksames  
Publikum.

&gt;&gt;

Blumen werden  
für den  
Vortragenden von  
Christa Markovits  
bereitgestellt.





Ivan Lefkovits  
präsentiert das  
neue Projekt  
«Memoirenhefte».

Schweigeminute  
zu Ehren  
verstorbener  
Mitglieder.

Aufmerksames  
Publikum.





Heitere und  
ernste Momente  
bei Kaffee  
und Kuchen.





Klezmer-Musik  
mit geselligen  
Tanzeinlagen.



Christa Markovits  
im Gespräch  
mit Margrith  
Bigler-Eggenberger,  
erste Bundes-  
richterin in  
der Schweiz und  
Witwe des  
Holocaust-  
überlebenden  
Kurt Bigler.



Interessierte  
Teilnehmerinnen  
und Teilnehmer  
am Meeting:  
Eva und Jan Biro;  
Lily Demant-  
Hausner (dunkle  
Brille) und  
ihre Tochter  
Eva Korach;  
Vera und  
Alexander Gordon.





Vera Sigut  
und Nina Pelc;  
Marta Szpiro;  
Ota Soyka,  
Nina und  
Wilhelm Pelc;  
Jolana Gross.



&gt;

Eva Alpar;  
Eva Sigos;  
Léon Reich,  
Gründungs-  
mitglied der  
Kontaktstelle.



&gt;&gt;

Fragebogen der  
Kontaktstelle  
von einem der  
Gründungs-  
mitglieder.

Tabelle der ...  
3000 THF -

## Kontaktstelle für Überlebende des Holocaust

Unabhängige Vereinigung jüdisch und polnisch Verfolgter des Nationalsozialismus

Vorname SARA Name Komrommer  
 Adresse STRASCHENGAßE 102, D-10661 Telefon 031-9213127  
 Geburts Datum 10-4-18 Ort BELLEFAN Land HOLLAND  
 Namen während der Shoah \_\_\_\_\_  
 Wohnort v. Shoah \_\_\_\_\_ Nationalität HOLLAND  
 Vater HARTOG KOMROMMER Mutter MIETJE KOMROMMER-DE  
 Geschwister VIKIS  
 Tag, Ort & Grund der Verhaftung/Deportation KEIST HOLLAND

Versteck, Widerstand, Ghetto aufrethalt, KZ, Lager Nr. (wenn bekannt mit Datum) 2616 2  
WESTERBEEK  
FLUCHT RUSCHWITZ BIRKENAU

Befreit in  
 DP-Lager S



Minuten 8

## Erstes Treffen am 29. Oktober 1995. Präsenzliste; Protokoll; Fragebogen

Anwesende: Leon Prusik, Paul Diamond, Edward Korfeld, Otto Klein, Georg Tokaji, Rubin Gelbart, Leon Reich, Egon Holländer, Judith Meyer, Aron Schlomowitsch, Andreas Sas, Eva Vigh, László Szenegyí, Jehuda Stern, Stefan Schwartz, Jakob Fernandez, Marek Eisner, Fiodor Babrowski, Lea Nachmann, Reine Schiffin.



Unterlagen  
vom Gründungstreffen.



Informationen über die  
Auschwitz-Gedenkstätte.



Gedenkmedaille  
vom 27. Januar 2011.

TEIL II

ZUSAMMENFASSUNGEN  
DER HEFTE 1-15

## ZUSAMMENFASSUNGEN DER HEFTE 1–15

### NINA WEILOVÁ 71978

---

#### ERINNERUNGEN

Nina Weilová wurde 1932 in Švihov geboren, einer Kleinstadt in Südböhmen (heute in der Tschechischen Republik). Ihr Vater Karl besass eine kleine Wäschefabrik und verunfallte 1936 tödlich. Zwei Jahre später verliessen Nina, ein Einzelkind, und ihre Mutter Švihov und liessen sich in Prag nieder. Dort freundete sich Nina mit Jindra Klement an, dem Sohn einer jüdischen Familie, die im gleichen Haus wohnte.



Als deutsche Truppen am 15. März 1939 in Prag einmarschierten, sah Nina Weilová ihre Mutter zum ersten Mal weinen. Sie erinnert sich auch an die Auswirkungen der Diskriminierung und Verfolgung auf die jüdische Bevölkerung: Zuerst gab es Verbote, danach mussten die jüdischen Schulen schliessen und die Juden wurden gezwungen, den gelben Stern zu tragen; vom Oktober 1941 an wurde ihre Familie – ihre Grossmutter, dann ihre beiden Onkel und eine Tante – ebenso die Familie Klement, nach Theresienstadt deportiert. Im September 1942 waren Nina und ihre Mutter an der Reihe. Nina Weilová erinnert sich noch an ihre Wut, als ein SS-Mann, ihr die Puppe aus der Hand riss und entzwei brach, um zu schauen, ob sich etwas darin verbarg.

Sie verbrachte über ein Jahr in Theresienstadt. Kurz vor ihrer Ankunft waren alle Mitglieder ihrer Familie schon nach Polen in die Vernichtungslager deportiert worden, mit Ausnahme von Onkel Franz, der aber kurz darauf starb. Sie überlebte die erste Typhusepidemie, die sich 1943 im Lagerghetto ausbreitete, nur knapp. Ihre Mutter meldete sich als Krankenschwester und half ihr, wieder gesund zu werden; das Blut, das

ihre Mutter ihr spendete, hat sie gerettet. Aufführungen und Theatervorstellungen wie z.B. Brundibár vermochten die durch die fortwährenden Transporte nach Polen ausgelöste Traurigkeit und Niedergeschlagenheit nicht zu vertreiben.

Wie schon zuvor ihren Transport nach Theresienstadt, beschreibt Nina Weilová detailreich die Reise, die sie und ihre Mutter am 15. Dezember 1943 nach Auschwitz brachte. Neben ihnen lag eine alte Frau tot im Wagen. Bei der Ankunft flüsterten ihr einige Häftlinge zu: «Nicht krank melden, sonst kommt ihr in die Gaskammer». Ihre Puppe wurde ihr endgültig weggenommen. Die Nummer 71978 wurde ihr auf den linken Unterarm tätowiert, ihre Mutter erhielt die darauffolgende Nummer. Nina Weilová musste zusehen, wie ihre Mutter immer schwächer wurde, bis sie am 12. März 1944 starb. Als sie sie reglos vorfand, fragte sie um Hilfe, bekam von einem Deutschen jedoch eine Ohrfeige. Zwei Wochen lang und jeden Tag besuchte sie ihre im Schnee liegende tote Mutter, um mit ihr zu sprechen.

Nina Weilová musste erneut eine grosse Selektion durchstehen – die zweite seit ihrer Ankunft –, die von Dr. Mengele geleitet wurde. Jeder wusste, dass nach links geschickt zu werden den Tod in den Gaskammern bedeutete. Als Nina an der Reihe war, zeigte sein Arm nach links. Ohne zu wissen, wie ihr geschah, trat Nina etwas näher an ihn heran und erklärte ihm auf Deutsch, dass sie sich stark genug fühlte, um zu arbeiten. Mengele zeigte nach rechts.

Später wurde sie nach Stutthof überführt und einem Arbeitskommando zugeteilt. Im Januar 1945 begann auch für sie ein Todesmarsch, der sie nach Korunovo in Polen führte. Dort wurde sie am 24. Januar 1945 von den sowjetischen Truppen befreit. Sie war 12 Jahre alt und wog nur 25 kg.

Mit vier weiteren tschechischen Frauen, die mit ihr in Theresienstadt, Stutthof und Auschwitz gewesen waren und mit denen sie sich auf dem Todesmarsch angefreundet hatte, begab sich Nina Weilová nach Lodz. Nach Kriegsende kehrte sie nach Prag zurück. In der Wohnung ihrer

Mutter wohnten nun ehemalige Nachbarn, die sie erkannten aber nicht eintreten liessen.

Ein Onkel und ihr Cousin Pavel Kraus, der ins Warschauer Ghetto übersiedeln musste, bevor er bei einer polnischen Familie Zuflucht fand, waren die einzigen Überlebenden ihrer Familie. Ihr Onkel brachte sie in einem katholischen Waisenhaus in Klánovice bei Prag unter. Bis zu seinem Tod 1977 sprachen sie nie über das, was sie im Holocaust durchgemacht hatten.

Nina Weilová berichtet auch über die ersten Nachkriegsjahre bis zu ihrer Heirat im Jahre 1962. Im Alter von 15 Jahren musste sie das Waisenhaus verlassen und in ein katholisches Internat eintreten, wo sie ihre Schulbildung beendete. Sie absolvierte eine Handelsschule und fand eine erste Anstellung in einem Büro, später in einer Poliklinik. Sie besuchte Abendkurse, um sich als Krankenschwester ausbilden zu lassen. Sie wohnte in einem jüdischen Mädchenheim, bis dieses vom neuen kommunistischen Regime geschlossen wurde. Die Freundschaften, die sie dort schloss, waren jedoch beständig und unverbrüchlich. Nach der Niederschlagung des Prager Frühlings fanden ihr Mann und sie Asyl in der Schweiz.

## ERNST BRENNER

## ICH ÜBERLEBTE THERESIENSTADT

Ernst Brenner hat seine Erinnerungen in den Jahren 2004 und 2005 niedergeschrieben, für seinen Sohn und seine beiden Enkelinnen. Im Hinblick auf die vorliegende Publikation wurden sie leicht ergänzt und überarbeitet. In seiner Einleitung schreibt er, dass die Jahre, die er und seine Eltern in Theresienstadt verbrachten, einen bleibenden Eindruck in ihrem Leben hinterlassen haben. In jedem Gespräch kam seine Mutter auf Theresienstadt zu sprechen.

Ernst Brenner wurde 1933 in Iglau in der Tschechoslowakei (heute Jihlava, Tschechische Republik) geboren. Die Mehrheit der Einwohner und auch der jüdischen Einwohner sprach Deutsch. Erna Kaufmann, seine Mutter und Ignaz, sein Vater, hatten sich in Iglau während seines Militärdienstes kennengelernt. Nach dem Ersten Weltkrieg liessen sie sich dort nieder. Das frischgebackene Ehepaar eröffnete einen kleinen Lebensmittelladen, den Erna führte, während Ignaz als Handelsreisender unterwegs war.

Eines Tages wurde sein Vater verhaftet, und die Familie blieb zwei Wochen lang ohne jede Nachricht von ihm. Nach seiner Freilassung erzählte er, er sei beschuldigt worden, an einer Flugblattaktion teilgenommen zu haben. Seine Befreiung verdankte er dem Umstand, dass er eine vorbereitete Erklärung unterschreiben musste, mit der er sich verpflichtete, sein Haus einem Deutschen zu verkaufen und Iglau zu verlassen. Also verliess die Familie in Begleitung von Ernsts Grossmutter Berta Kaufmann 1939 Iglau und liess sich in Prag nieder. Seine Grossmutter wurde 1942 nach Theresienstadt, von dort nach Maly Trostinec (Weissrussland) deportiert, wo sie ermordet wurde. Ein ähnliches Schicksal erlitten auch Ernsts Grosseltern väterlicherseits, die in Theresienstadt und Treblinka umkamen, und die Familie seines Onkels mütterlicherseits. Die meisten



Onkel und Tanten väterlicherseits überlebten jedoch und konnten somit Palästina erreichen.

Ernst Brenner erinnert sich an einige prägende Erlebnisse seines Lebens in Prag, bis er im Sommer 1943 nach Theresienstadt deportiert wurde.

Die dramatischen Umstände seiner Schulzeit: der Besuch einer öffentlichen Schule bis zum Verbot, danach der erzwungene Besuch einer jüdischen Schule bis zur Schliessung derselben. «Hagibor»: der einzige Spielplatz für Juden in Prag und die Begegnung mit Fredy Hirsch, die nicht nur die junge Nina Weilová – sie geht in ihren Erinnerungen darauf ein –, sondern auch den jungen Ernst beeindruckt hat. Die von der jüdischen Kultusgemeinde organisierten Umschulungskurse, wobei sich sein Vater zum Schlosser ausbilden liess.

Ernst Brenner schildert die Entstehung und Organisation des Lagerghettos Theresienstadt und den Alltag darin präzise und detailgetreu. Er verblieb nur kurz in einem Jugendheim und war danach mit seinem Vater in der «Hannover-Kaserne» untergebracht. Die ganze Familie war zur Arbeit eingeteilt. Ernst musste Lederwaren reparieren, Erna musste zunächst Putzarbeiten verrichten und später Asbestplättchen herstellen. Ignaz leitete eine Konfektionswerkstätte.

Da die ganze Familie einer Beschäftigung nachging, rettete dieser Umstand sie vor dem Transport nach Auschwitz-Birkenau im Herbst 1944. Am 18. Oktober wurden Mutter und Sohn aufgerufen. Da hat sich Ernsts Vater, der durch seine Funktion geschützt war, freiwillig zum Transport gemeldet. Schliesslich wurden alle drei vom Transport aufgenommen.

Ernst Brenner berichtet auch über eine wohlbekannte Episode: den Besuch einer Delegation des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes im Juni 1944. Im Vorfeld dieses Besuchs war das Lagerghetto verschönert worden. Er erinnert sich auch an die Transporte der letzten Kriegswochen, als Häftlinge aus verschiedenen Konzentrationslagern ausgemergelt in Theresienstadt eintrafen.

Schliesslich bemerkt Ernst Brenner, dass der 8. Mai für ihn ein besonderes Datum darstellt: im Jahr 1945 wurde er im Lager Theresienstadt befreit; im Jahre 1968 floh er aus der Tschechoslowakei mit seiner Frau Betty und dem kleinen, gemeinsamen Sohn Tomas.

HEFT 2 / 2009

## PETER LEBOVIC

---

### ERINNERUNGEN AUS DEM LÄNGSTEN JAHR MEINES LEBENS

In seinem Vorwort hält Peter Lebovic fest, wie schwer es ihm fällt, in Worte zu fassen, was ihm widerfahren ist, die leidvollen Erfahrungen und seine Empfindungen. Er hatte begonnen, seine Erinnerungen niederzuschreiben, bevor er in die Tschechoslowakei repatriiert wurde, zerriss dann aber das Notizheft, eine Entscheidung, die er, wie er sagt, heute bereut, denn bald musste er feststellen, dass man ihm nicht glaubte. Ein alter Freund, der nicht Jude war, und eine jüdische Cousine entgegeneten,



dass auch sie schrecklich gelitten hätten. So kam es, dass er erstmals wieder 1993 über seine Erlebnisse gesprochen hat; mit seiner Tochter jedoch nie.

Er hat jedoch eine Familienchronik verfasst. Seine Familie wurde durch den Holocaust beinahe vollständig ausgelöscht. Die im Jahre 1939 noch lebenden Söhne und Töchter seines Urgrossvaters väterlicherseits kamen alle in Auschwitz-Birkenau um. Drei von vier Grosseltern – der vierte war 1921 verstorben –, sein Bruder Michal und seine Schwester Lilly starben im Holocaust. Seine Eltern und er waren die einzigen Überlebenden.

Peter Lebovic wurde 1926 in der Stadt Piešťany, in der ehemaligen Tschechoslowakei, (heute: Slowakei) geboren. Sein Bericht beginnt mit dem Jahr 1940, als die slowakische Regierung den Ausschluss der jüdischen Schüler aus allen Schulen des Landes bekanntgab. Er musste das Gymnasium in Piešťany verlassen und wurde von einigen Verwandten, die im Handel tätig waren, als Aushilfe schwarz beschäftigt.

Ende März 1942 erfuhr der Vater durch einen der beiden Besitzer der Firma, wo er angestellt war, von einer bevorstehenden Deportationswelle, und dass es besser wäre, seine beiden Söhne nach Ungarn zu schicken. Ein Schmuggler brachte sie über die Grenze und sie liessen sich bei Ver-

wandten in Ungvár nieder: Peter bei seinem Onkel, sein älterer Bruder Michal bei anderen Verwandten. Ein Notar stellte ihnen mehrere gefälschte Dokumente aus.

Als die Deutschen Ungarn besetzten, versteckten sich die beiden Brüder eine Zeitlang in einem nahegelegenen Wald. Da man sie für sowjetische Fallschirmspringer hielt, wurden sie denunziert und fanden sich rasch im Ghetto wieder, einer Ziegelei in der Nähe von Ungvár.

Von dort wurden sie zwischen dem 23. und dem 25. Mai 1944 nach Auschwitz-Birkenau deportiert. «Vom Flüchtling mit mehreren Identitäten wurde ich ein identitätsloser Häftling.» Sein Onkel Ernst, der sechs Jahre älter war, begleitete ihn und sprach ihm Mut zu, und sie blieben bis zur Befreiung zusammen. Dass er gerettet wurde, verdankt er auch Ladislav Fischer, einem Zahntechniker, den er von Piešťany her kannte. Er war seit 1942 als Häftling in Auschwitz-Birkenau und gehörte zu der Gruppe, die den Vergastern die Goldzähne entnehmen musste; später wurde er Leiter dieser Gruppe. Da er über gute Beziehungen verfügte, konnte er Auschwitz-Birkenau verlassen; er wurde Anfang Juni 1944 nach Warschau verlegt. Peter Lebovic und sein Onkel fuhren mit; vermutlich, so Peter Lebovic, auf Intervention von Ladislav Fischer.

Im «Arbeitslager Warschau» mussten sie den Schutt und die Ruinen des ehemaligen Ghettos räumen, das im Mai 1943 zerstört worden war. Beinahe zwei Monate lang gehörte Peter Lebovic einer Gruppe an, die verwertbare Baumaterialien für eine Berliner Firma aussortierte. Für ihn unvergesslich, stand über einem Hauseingang geschrieben: «Flüchte vor dem Schmutz, sei immer sauber, Schmutz gebärt Läuse, Läuse den Flecktyphus». Ende Juli wurde das Lager evakuiert.

Nach einem langen Todesmarsch ging es in Viehwaggons nach Dachau weiter. Vom Waldlager Ampfing, wo sie nur kurz blieben und wo die Häftlinge die Fäkalien mit den Händen entsorgen mussten, gelangten Peter und Ernst Lebovic nach Mühlendorf, einem weiteren Aussenlager von Dachau, bis zur Befreiung. Peter Lebovic berichtet über eines von vielen traumatisierenden Erlebnissen: eines Tages kam der Befehl zur Evakuie-

rung der Kranken, die in Krepppapier eingekleidet und in die Wagen verfrachtet werden mussten. Er hat später erfahren, dass es sich dabei um die letzten Menschen handelte, die in den Gaskammern von Auschwitz umgekommen sind.

Als am 2. Mai 1945 die amerikanischen Truppen ankamen, war Peter Lebovic erschöpft und unfähig, sich zu bewegen. Er musste hospitalisiert werden und begann im Spital seine Erinnerungen niederzuschreiben. Zurück in der Tschechoslowakei schloss er sein Studium ab und fand in einer Chemiefabrik in Bratislava eine Anstellung. Im Jahre 1968 floh er in die Schweiz und liess sich in Basel nieder. Sein Onkel Ernest war schon 1946 in die USA ausgewandert, und sein Bruder Michal war kurz vor der Befreiung, in Buchenwald oder Bergen-Belsen, dem Typhus zum Opfer gefallen.

HEFT 3 / 2009

## JAKE FERSZTAND

---

### EINE GESTOHLENE KINDHEIT

Es war ein langer und schmerzlicher Prozess, bis es Jake Fersztand gelang, seinen Hass gegenüber den Tätern zu überwinden. Er empfand jedoch weder Groll noch Rachegefühle, als er Ende 1997 vor einer reformierten Kirchgemeinde in Basel seine Geschichte erzählte. Er wollte lediglich einen Beitrag gegen die Leugnung des Holocaust leisten. Der vorliegende Bericht ist eine Transkription seines damaligen Vortrags. Der chronologisch angelegte Bericht ist durchsetzt mit immer wiederkehrenden Erinnerungen, vor allem an das ständige Hungergefühl und das Glücksgefühl, das sich einstellte, wenn es – allzu selten – gelang, eine Kartoffel zu ergattern.

Jake Fersztand wurde in Kozenice geboren, einer Kleinstadt 80 km südlich von Warschau. Von den 20000 Einwohnern war die Hälfte jüdisch. Seine Onkel und Tanten und deren Familien wurden alle während des Holocaust getötet. Sein Vater wurde auch deportiert, wahrscheinlich nach Treblinka.

Eine seiner ältesten Erinnerungen betrifft seinen Vater, der eines Abends als gebrochener Mann heimkam. SS-Offiziere hatten ihn verhaftet, gefoltert und ihm gedroht, ihn zu erhängen, sollte er je ein Wort von dem sagen, was ihm widerfahren war. Nachdem einige Männer den Entschluss gefasst hatten, in die UdSSR zu fliehen, um den Nazis zu entkommen, tat er es ihnen gleich. Bald kehrte er jedoch zurück, um das Schicksal seiner Familie zu teilen.

Als in Kozenice ein Ghetto errichtet wurde, durfte die Familie vorläufig in ihrer Wohnung bleiben. Auf Anregung einiger einflussreicher Ghettobewohner wurde ausserhalb des Ghettos ein «Scheinarbeitslager» errichtet. Seine Eltern wurden dorthin gebracht, ebenso andere Familien, während Jake und seine Schwester von einer Bauernfamilie, die in der



Gegend wohnte, aufgenommen wurden – gegen Bezahlung. Einige Monate später wurde das Ghetto aufgelöst; die Bewohner des Ghettos und des «Scheinarbeitslagers» wurden deportiert, darunter auch sein Vater, während die beiden Kinder vorerst bei der Bauernfamilie verblieben, die sie als «Cousins aus Warschau» ausgab. Kurz darauf weigerte sich die Bauernfamilie, sich weiterhin um Jake und seine Schwester zu kümmern, entweder, weil sie Angst hatten oder weil sie kein Geld mehr bekommen konnten.

Im Lager wurden sie wieder mit ihrer Mutter vereint. Kurz darauf wurden alle drei nach Skarzysko überstellt, in ein weiteres Lager, das einer Munitionsfabrik unterstellt war. Seine Schwester wurde von Häftlingen versteckt, während Jake als Torbewacher in einem Lebensmittelmagazin arbeitete. Er hatte vor allem Angst, dass sein richtiges Alter entdeckt werden könnte. Eine Begegnung mit einem SS-Mann ist ihm besonders in Erinnerung geblieben. Dieser zog seine Pistole, richtete sie auf ihn und drohte ihm mit Erschiessung, falls er sich noch einmal blicken lassen würde.

Von Skarzysko wurde die Familie nach Czestochowa abtransportiert. Dort mussten sie in einer Munitionsfabrik, die einem KZ angegliedert war, arbeiten. Er verrichtete Putzarbeiten, während sich seine Schwester versteckte. Der Hunger liess nicht nach. Im November 1944 wurde er zum ersten Mal von seiner Mutter und Schwester getrennt, die nach Bergen-Belsen transportiert wurden, während er nach Buchenwald gelangte.

In Buchenwald musste er erstmals die gestreifte Häftlingsuniform tragen und bekam eine Nummer zugeteilt: 115 110. Er spürte, dass das Ende des Krieges nahe war, bezweifelte allerdings, dass er dieses erleben würde. Wenige Tage vor der Befreiung wurden sie in ein weiteres Lager überstellt, diesmal nach Theresienstadt. Unterwegs gab es eine Suppe, die allerdings extrem versalzen war. Obwohl er seit einigen Tagen nichts mehr gegessen hatte, weigerte er sich, sie zu essen. Am nächsten Tag waren seine Kameraden, die die Suppe gegessen hatten, tot.

Im August 1945 verliess Jake Fersztand Theresienstadt und liess sich in Grossbritannien nieder.

HEFT 4 / 2010

*«Die sonnige Seite dieses  
Projektes bestand in  
der Kontaktaufnahme mit  
Menschen, welche  
ich bei der Gestaltung  
des Projektes einzu-  
spannen beabsichtigte.»*

IVAN LEFKOVITS / Gründungsnummer

*«Ich erinnere mich, wie  
meine Mutter grosse, gelbe  
Sterne an die Mäntel  
der Erwachsenen nähte.»*

SIGMUND BAUMÖHL / Hef 5

*«Vom Flüchtling mit  
mehreren Identitäten  
wurde ich ein  
identitätsloser Häftling.»*

PETER LEBOVIC / Hef 3

*«Seither kann ich es nicht ertragen, wenn mit Essen unachtsam umgegangen wird, oder, wenn Essensreste weggeschmissen werden.»*

ERNST BRENNER / Heft 2

*«Vom Aufenthalt bei den Bauern blieb mir in Erinnerung, dass oft christliche Kinder zu Besuch kamen und als erstes fragten, wer wir seien.»*

JAKE FERSZTAND / Heft 4

*«Ich war sehr froh, als wir festgestellt haben, dass in unserem Haus eine weitere jüdische Familie wohnte.»*

NINA WEILOVÁ / Heft 1

## SIGMUND BAUMÖHL

---

### KINDHEITSERINNERUNGEN

Angehörige, Freunde und Menschen, die er im Laufe seines Lebens getroffen hat, bevölkern die Kindheitserinnerungen von Sigmund Baumöhl. Es sind ca. dreissig Personen, deren Lebensläufe der Autor in seiner



Erzählung zu rekonstruieren versucht. Er kannte sie alle und hat einige Augenblicke seines Lebens mit ihnen verbracht. Am Schluss fasst er ihre Lebenswege kurz zusammen.

Sigmund Baumöhl wurde 1937 in Prešov in der Tschechoslowakei (heute in der Slowakei) als einziges Kind von Henrik, einem Bauingenieur, und Marta Baumöhl geboren. Das Hausmädchen der Familie, Frau Zlatohlava – die er nach der buchstäblichen Übersetzungen ihres Namens «Goldköpfchen» nannte – und deren Ehemann haben sich viel um ihn gekümmert. Herr «Goldköpfchen» nahm ihn gar an Orte mit, zu denen Juden normalerweise keinen Zutritt hatten.

Henrik Baumöhl unterhielt gute Beziehungen zum Vorsteher der örtlichen Polizei und war oft Gast bei ihm zu Hause mit seiner Familie. Trotz allem erinnert sich Sigmund Baumöhl an die Hausdurchsuchungen und zwei Vorkommnisse bei denen seine Familie nur knapp der Deportation entkommen ist. Im einen Fall musste sich seine Familie im Hof der Synagoge versammeln obwohl später alle unbeschadet nach Hause zurückkehren konnten.

Ende Frühling 1944 versuchte die Familie Baumöhl mit anderen jüdischen Familien aus Prešov, in der Hoffnung den Krieg dort überleben zu können, nach Spišské Vlachy, einer Kleinstadt in der Nähe, zu fliehen. Danach versuchten sie sich in einem kleinen benachbarten Ort zu verstecken. Ihre Pläne wurden jedoch durchkreuzt und die Flüchtlinge mussten nach Spišské Vlachy zurückkehren. Die Deportation schien unumgänglich und als anfangs Oktober 1944 die deutschen Soldaten auf-

tauchten, waren die Koffer schon gepackt. Sie wurden in Lastwagen nach Prešov gebracht und von da in Viehwaggons nach Ravensbrück.

Zwei Geschehnisse, die sich kurz nach seiner Ankunft ereigneten, haben sich ihm besonders eingeprägt. Das erste war der Moment in dem Frauen, Männer und Kinder getrennt wurden und ein SS-Offizier seinem Vater erlaubte, ihm die Decke zu geben, die er bei sich hatte. Sigmund sah dann, wie seine Eltern sich küssten und sich sein Vater bei den Männern einreihete. Das zweite Erlebnis ereignete sich einige Tage später, als er in einem Raum wartete und durch das Fenster einen Blick auf den blauen Himmel erhaschen konnte, wie ein Stückchen Freiheit. «Nicht nur im Lager, sondern auch viel später kehrte ich in schwierigen Zeiten zu diesem Augenblick zurück.»

Seine beiden Grossmütter starben im Lager. Abgesehen von einigen glücklichen Momenten – sein Freund Egon Holländer, der heute in Zürich lebt, und er beim Spielen; die Geburt eines Mädchens in der Baracke in der sie untergebracht waren –, war der Alltag geprägt von Entbehrungen und Schmerz. Hunger war ein ständiger Begleiter und unerträgliche Bilder haben sich in seinem Gedächtnis festgesetzt.

Bevor sie mit ihrem Sohn nach Bergen-Belsen evakuiert wurde, konnte Marta Baumöhl ihren Ehemann noch einmal sehen... der kleine Sigmund jedoch erkannte seinen Vater gar nicht in der Gefängniskleidung, die er trug. Henrik Baumöhl sollte kurz darauf auf einem der Todesmärsche aus Sachsenhausen sterben. In Bergen-Belsen wurde Sigmund immer schwächer. Da die einzige Nahrungsquelle Rüben aus einem nahen Feld waren, litt er an chronischem Durchfall und konnte kaum die Baracke verlassen. Er traf andere Kinder aus Prešov, wie Irma Grosswirth und Ivan Lefkovits, der heute in der Nähe von Basel lebt und mit dem er eng befreundet ist.

Nach der Befreiung von Bergen-Belsen sah Sigmund Baumöhl seine Mutter nicht wieder. Er erfuhr später, dass sie sich mit Typhus angesteckt hatte und kurz nach der Befreiung des Lagers gestorben war. Sigmund wurde in die Obhut eines irischen Kinderarztes gegeben, der in der Nähe

eine provisorische Klinik eingerichtet hatte. Zu diesem Zeitpunkt wog Sigmund nur noch 10 kg.

Im August 1945 wurde Sigmund Baumöhl zur Genesung und Erholung nach Malmö, an der südlichsten Spitze Schwedens geschickt. Er erinnert sich liebevoll und dankbar an die Ärzte, Schwestern und Kinder, die ihn auf seinem zehnmonatigen Weg zur Besserung begleitet haben. Im Sommer 1946 kehrte er nach Prešov zurück, darauf verbrachte er drei Jahre in einem Kindersanatorium in der Hohen Tatra. «Ein Lebenskapitel war abgeschlossen», sagt er.

HEFT 5 / 2010

## GÁBOR HIRSCH

---

### VON BÉKÉSCSABA NACH AUSCHWITZ UND RETOUR

Gábor Hirsch wurde 1929 in Békéscsaba, einer Kleinstadt im Südosten Ungarns, geboren. Sein Vater besass ein kleines Elektrowarengeschäft. Die Familie gehörte der lokalen liberalen jüdischen Gemeinschaft an und Gábor besuchte die Gemeindeschule von 1936 an. Er erinnert sich, dass aus seiner Klasse nur drei Mädchen und er selbst den Holocaust überlebt haben.

Obwohl er selbst, von 1938 an, von den antijüdischen Gesetzen betroffen war, blieb die allgemeine Situation bis zur Besetzung durch die Deutschen im März 1944 erträglich. Gábor wurde 1940 im protestantischen Gymnasium eingeschrieben. Als Veteran des Ersten Weltkriegs genoss sein Vater einige Privilegien, was ihm erlaubte, auch nachdem sie von der restlichen jüdischen Bevölkerung beschlagnahmt wurden, weiterhin Radios zu verkaufen und zu reparieren – und insgeheim den Rundfunksender BBC zu hören. Was die Verfolgung der jüdischen Bevölkerung betrifft, war die Familie auf bruchstückhafte Berichte tschechischer oder polnischer Flüchtlinge angewiesen. Trotz dieser Gerüchte, vertraute die Familie Hirsch auf die ungarische Regierung.



Die Situation in Békéscsaba verschlechterte sich rasch nach dem deutschen Einmarsch. Die Juden wurden in 84 Häuser umgesiedelt. Dasjenige der Familie Hirsch, das für drei Personen vorgesehen war, beherbergte 14 Menschen. Gábor Hirsch beschreibt die Beengtheit, den Hunger und die gegen die Einwohner des Ghettos gerichtete Brutalität der ungarischen Gendarmen. Am 25. und 26. Juni wurden sie nach Auschwitz-Birkenau deportiert.

Bei der Ankunft im Lager am 29. Juni wurde der junge Gábor, zusammen mit seinem Cousin Tibi, zur Arbeit ausgewählt und im «Zigeunerlager» interniert. Die anderen sechs Familienmitglieder, die sich im selben Zug befunden hatten, unter anderem seine Mutter, überlebten den

Holocaust nicht. Zweimal gelang es Gábor, seine Mutter auf dem Gelände des Lagers zu sehen. Jahrzehnte danach erfuhr er, dass sie nach Stuttgart ins Konzentrationslager deportiert wurde und dort im September 1944 gestorben war.

Gábor Hirsch wurde registriert und ihm wurde eine Nummer gegeben. Die Nummer wurde ihm auf die Hose gestickt, aber er selbst wurde nicht tätowiert. Obwohl die Krematorien nur einen Steinwurf entfernt waren, begriff er nicht, was vor sich ging, trotz des Rauches und den Flammen, die aus dem Kamin schossen. Er beschreibt den Alltag im Lager, der darin bestand, Baracken zu fegen und manchmal, in einem Ausenkommando eingegliedert, ausserhalb des Lagers zu arbeiten.

Detailliert beschreibt er die «Selektionen» die im Lager regelmässig stattfanden, oft an jüdischen Feiertagen. So fand z.B. an Yom Kippur (27. September 1944) im «Zigeunerlager» eine Selektion unter mehreren Tausend Jugendlichen statt; Gábor war einer von ihnen. Die Kinder mussten unter einer Holzlatte durchgehen. Gábor Hirsch fand sich auf der schlechten Seite wieder, zusammen mit den jüngeren Kindern.

Es gab allerdings eine Nachselektion und er wurde in letzter Minute zusammen mit 20 weiteren jungen Häftlingen gerettet. Zu Simchat Torah (10. Oktober 1944) wurden die Insassen zum Krematorium V gebracht, wo ihr Gesundheitszustand geprüft wurde. Gábor Hirsch und etwa 50 seiner Kameraden wurden als arbeitsfähig eingestuft und kehrten ins «Zigeunerlager» zurück.

Im Dezember verbrachte er, krank und geschwächt, zwei Wochen auf dem Krankenrevier. Dort wurde ihm die Nummer B-14781 in den Unterarm eintätowiert. Er fühlte sich zu schwach, um am Evakuierungsmarsch teilnehmen zu können und wurde stattdessen in eine andere Baracke verlegt. Als am 24. Januar 1945 die deutschen Soldaten ins Lager zurückkehrten um die Spuren ihrer Verbrechen zu verwischen, gelang es Gábor, sich zu verstecken.

Er erinnert sich auch daran, wie er kurz nach der Befreiung vor dem Stacheldraht stand, während von ihm und anderen Häftlingen Fotos ge-

macht wurden. Er war damals 15 Jahre alt und wog 27 kg. Es gibt eine bekannte Aufnahme eines Jungen, die um die Welt ging. Ob er darauf ausgebildet ist? Er kann es nicht beschwören, aber er meint, dieser Junge zu sein.

Über Czernowitz (heute Tchernivtsi in der Ukraine) und das Lager in Sluzk in der Nähe von Minsk, kam er Mitte August 1945 nach Budapest zurück, wo er seinen Vater wiedersah. Er ging zunächst wieder aufs Gymnasium, zuerst in Békéscsaba und später in Budapest, und wechselte dann auf eine technische Schule. Ein Studium an der Universität in Budapest blieb ihm verwehrt, da sein Vater als «kapitalistischer Profiteur» galt. Also setzte er sein Studium an der Abenduniversität fort, während er tagsüber bei einer Radiofabrik arbeitete.

1956 wanderte er in die Schweiz aus. Er setzte sein Studium an der ETH Zürich fort und wurde Elektroingenieur. 1968 heiratete er und hatte mit seiner Frau zwei Söhne.

## GÁBOR NYIRÖ

---

### DIE LAST DER ERINNERUNGEN

Gábor Nyirö widmet diese Erinnerungen dem Gedenken an seine Mutter, als Zeichen seiner Dankbarkeit, weil sie ihm und ihrem Mann durch ihre Voraussicht das Leben rettete.

Er gibt schon zu Beginn unumwunden zu, wie schwer es ihm fällt, über seine Erinnerungen zu sprechen, die ihn noch im Schlaf heimsuchen. Als Sohn des Gynäkologen Aladár Neuman und seiner Frau Kornelia Neuman, geborene Bader, wurde er 1929 in Szombathely (Ungarn) geboren. Da die Stadt nahe der Grenze zu Österreich liegt, wurde sie schon im Januar 1944 von den Deutschen besetzt. Anfang Mai 1944 wurde für die Juden der Stadt ein Ghetto errichtet. Die beiden Eingänge wurden von den Pfeilkreuzlern streng bewacht.



Anfang Juli wurden den Ghettobewohnern unmittelbar vor ihrer Deportation nach Auschwitz-Birkenau die letzten Wertsachen weggenommen. Bei ihrer Ankunft im Lager am 7. Juli schickte Kornelia Neuman ihren Sohn zum Vater hinüber, «damit er sich nicht so alleine fühlte», während ihre 12jährige Tochter Agnes bei ihr blieb. Nach der Trennung sah er sie nie wieder.

Sein Vater und er kamen ins «Zigeunerlager», waren aber in zwei unterschiedlichen Baracken untergebracht (Gábor in Nr. 9, sein Vater zunächst in Baracke 21, dann 19). Sie machten von der Möglichkeit Gebrauch, Postkarten nach Hause zu schicken, durften aber über das Schicksal ihrer Angehörigen nichts schreiben. Beide Karten erreichten den Empfänger.

Gábor Nyirö schildert den Alltag im Lager, die «Mahlzeiten», die aus einer Suppe (mittags) und aus Brot (nachmittags) bestanden. Mit der Kälte fertigzuwerden, fiel ihm besonders schwer. Die Häftlinge wickelten ihren Körper in Zeitungspapier ein, sofern sie einen Fetzen finden konn-

ten, oder sie standen in einem engen Kreis, um einander zu wärmen. Zweimal musste er auf dem Appellplatz antreten, wo Leichen an einem Galgen hingen. Er fühlte sich vollkommen machtlos. Es gelang ihm, zwei Selektionen zu überstehen, wobei Hans Andrischeck, ein krimineller deutscher Häftling, ihm half. Er riet Gábor und seinem Vater, so bald wie möglich das Lager zu verlassen; er half ihnen, sich einem Transport anzuschliessen, der Auschwitz am 10. Oktober 1944 verliess.

Der Transport traf in Kaufering (III), einem Nebenlager von Dachau, ein. Gábor war zunächst zum Kartoffelschälen eingeteilt, kam später in ein Arbeitskommando mit 30 Häftlingen – darunter sein Vater – die für die Organisation Todt ein Lager errichten mussten. Nach der Auflösung dieses Arbeitskommandos Ende Dezember 1944, wurden Gábor und sein Vater ins Hauptlager Kaufering I versetzt, wo sie die Befreiung erlebten. Am 24. April wurde das Lager evakuiert. Es gab viele Bombenangriffe und der Zug musste immer wieder halten, so, dass ihnen die Flucht gelang. Sie versteckten sich zunächst in einem Wald, dann harrten sie in einem Bunker in Penzing bis zur Einnahme durch die Amerikaner am 30. April 1945 aus.

Der Krieg endete und sie wurden bei ihrer Rückkehr nach Szombathely im August 1945 von vielen Bewohnern misstrauisch und abweisend behandelt. Von den 3200 Juden in der Stadt hatten nur 80 überlebt.

Im Jahre 1948 wurde der Familienname Neuman auf behördlichen Befehl in Nyirö geändert. Gábor hatte die Hoffnung nicht aufgegeben und wartete noch immer auf die Rückkehr seiner Mutter und seiner Schwester; er grollte seinem Vater, der sehr früh wieder geheiratet hatte. Er war froh, seinen Wohnsitz nach Budapest verlegen zu können. Er studierte am dortigen Technikum Maschinenbau und schloss sein Studium 1949 ab.

Im November 1956 verliessen er, seine Frau und der gemeinsame Sohn Peter Ungarn endgültig und liessen sich in der Ostschweiz nieder. Gábor Nyirö fand eine Anstellung bei der Firma Georg Fischer und erhielt 1972 die Schweizerische Staatsangehörigkeit. Gábor Nyirö erin-

nernt sich an zwei unangenehme Begegnungen mit Deutschen. Kaum hatte sein Vorgesetzter erfahren, dass Gábor Nyirö in Auschwitz-Birkenau gewesen war, brach er den Kontakt mit ihm ab. Ein deutscher Arzt stellte ihm eine überraschend unsensible Frage, ob er Angst vor dem Tod habe – und dies, obwohl er wusste, dass er ein Lagerüberlebender war.

Am Anfang seines Buches stehen die fotografischen Porträts seiner Eltern und seiner Schwester Agnes; auf den letzten Seiten sind einige Dokumente abgedruckt. In seinen abschliessenden Betrachtungen kommt Gábor Nyirö erneut auf die Last der Erinnerung zu sprechen. Er glaubt nicht daran, dass die Zeit alle Wunden heilt. Seine letzten Worte lauten: «Meine schwache Stimme ist durch diese Zeilen stark geworden. Anstelle der sechs Millionen, die nicht mehr aussagen können, kann ich meine Geschichte erzählen.»

HEFT 7 / 2010

## IVAN LEFKOVITS

## BERGEN-BELSEN VOLLENDET – UNVOLLENDET

Angereichert durch Auszüge aus Interviews, Zitaten aus Dokumenten, Abbildungen und einer Zeittafel, ist Ivan Lefkovits' Buch ein reichhaltiges und komplexes Werk, Erzählung und Dokumentation zugleich. Diese Darstellungsweise macht deutlich, dass die Frage nach der Art und Weise, wie über den Holocaust gesprochen werden soll, ebenso wichtig ist wie die Frage nach den Inhalten.

Ivan Lefkovits wurde in Presov (damals Tschechoslowakei, heute Slowakei) geboren. Als seine Mutter und er in Bergen-Belsen befreit wurden, war er acht Jahre alt. Die Aufzeichnungen seiner Mutter Elisabeth erschienen 1993 – 1994 in Buchform («Ihr seid auch hier in dieser Hölle?», Chronos). Ihr Sohn schildert den Werdegang dieses Buches. Für sich selbst hat er sich dazu entschlossen, die Geschichte der Verfolgung seiner Familie durch eine Drittperson erzählen zu lassen, auf der Grundlage von Interviews. Die Historikerin Zamira Angst hat die ersten acht Lebensjahre von Ivan Lefkovits aufgezeichnet.



Die Familie Lefkovits – bestehend aus dem Vater Desider, Zahnarzt, der Mutter Elisabeth, Apothekerin, und den beiden Söhnen Paul, genannt «Palko», und Ivan – entging zwar der ersten Deportationswelle von 1942, bekam jedoch die Auswirkungen der Arisierung mit voller Wucht zu spüren.

Anfang 1944 erwogen sie eine Flucht nach Ungarn. Ivan und sein Vater trafen in Ungarn ein, noch ehe die Deutschen das Land besetzten. Ivan sah seinen Vater zum letzten Mal, bevor er nach Presov zurückkehren konnte. Im Oktober 1944 wurden Ivan, seine Mutter und sein Bruder verhaftet und nach Ravensbrück deportiert. Während Ivan bei seiner Mutter bleiben durfte, kam sein dreizehnjähriger Bruder Palko ins Männerlager.

Im Februar 1945 wurden Ivan und seine Mutter zu Fuss nach Bergen-Belsen getrieben. Überall lagen Leichen umher, Hunger und Apathie waren allgegenwärtig. Zufällig trafen sie Ilka, Elisabeths Schwester. Der Titel für ihre veröffentlichten Memoiren geht auf diese unerwartete Begegnung zurück.

Anfang April gab es zum letzten Mal etwas zu essen und zu trinken; am 15. April befreiten die Briten das Lager. Später feierten Ivan und seine Mutter jedes Jahr die Befreiung, aber erst zwei Tage später, am 17. April – am Tag, an dem Ivan erstmals wieder einen Schluck Wasser trinken konnte. Nach zwei Monaten Rekonvaleszenz in einem Lazarett traten sie die Rückreise nach Presov an.

Nach ihrer Rückkehr erfuhren sie, dass Palko und sein Vater umgekommen waren. Aber erst im Sommer 2010 brachte die Begegnung mit dem Historiker Bernhard Strebel neue Erkenntnisse und ermöglichte ihm, einen Schlusspunkt zu setzen und seinem Buch einen passenden Titel zu geben. Palko starb am 4. April 1945 als jüngstes Opfer der Vernichtungsaktion im Männerlager von Ravensbrück.

Im Jahre 1992 reiste Ivan Lefkovits nach London, um Bildmaterial für das Buch seiner Mutter zusammenzutragen. Im Imperial War Museum konnte er die von den britischen Truppen gedrehten Filme über die Befreiung des Lagers Bergen-Belsen sichten. In seinem Buch sind ca. 30 Aufnahmen aus der Filmdokumentation abgebildet; diese Aufnahmen ergänzen den Bericht, der ausgehend von seinen Erinnerungen verfasst worden ist.

In Presov wurde Ivan Lefkovits 1945 eingeschult, musste aber immer wieder zur Kur in die Hohe Tatra gehen. Vier Jahre später übersiedelte er nach Prag, wo er Chemie studierte. Er verbrachte zwei Jahre in Neapel im Rahmen des Programms Euratom (1965–1967). Inzwischen hatte er seine Studienkollegin Hana geheiratet; ihr Sohn Michael kam zur Welt. Im Oktober 1967 verliess die Familie für immer die Tschechoslowakei und liess sich vorübergehend in Frankfurt nieder, wo sie auf eine Einreisegenehmigung für die USA warteten.

Es sollte jedoch ganz anders kommen. Anfang 1969 bot man ihm an, bei der Entstehung eines neuen Instituts für Immunologie in Basel mitzuwirken. Er nahm dieses Angebot an und war bis zur Pensionierung in diesem Institut tätig. Er liess sich mit seiner Familie in der Nähe von Basel nieder und nahm seine Mutter und deren neuen Mann bei sich auf.

Im Jahre 1995 nahm Ivan Lefkovits die Einladung zu den Feierlichkeiten im Zusammenhang mit dem 50. Jahrestag der Befreiung von Bergen-Belsen an. Dieser erste Besuch ist im Buch durch eine Reihe von Fotos dokumentiert. Auf dem Lagergelände konnte er sich zunächst nicht orientieren, bis er die Reste des Feuerlöschbeckens erblickte, an das er sich erinnerte. In dem Gedenkbuch entdeckte er seinen Namen und denjenigen seiner Mutter. Später ist er immer wieder dorthin zurückgekehrt, um als Zeitzeuge im Rahmen der CVJM-Sommercamps vor Jugendlichen zu sprechen. Mehrere Erfahrungsberichte von Teilnehmern sind im Buch abgedruckt.

Im Sommer 2006, bei einer seiner Reisen nach Bergen-Belsen, machte er in Bad Arolsen halt. Er beabsichtigte, im Millionen Karteien umfassenden Archiv des Internationalen Suchdienstes nach Spuren seiner Familie zu suchen. Die geplante Öffnung des Archivs und seiner Karteikarten erfüllt ihn mit Skepsis: «Wenn man mit elektronischen Datenbanken arbeitet, vergisst man, dass sich hinter den Megabytes Millionen Schicksale verstecken. Wenn man die riesigen Regale mit Millionen vergilbten Karteikarten sieht, ist es anders. Man wird sich nochmals der Singularität des Holocaust bewusst.»

*«Frauen und Männer  
mussten sich getrennt in  
Fünferreihen aufstellen –  
so wurde ich von  
meiner Mutter getrennt.»*

GÁBOR HIRSCH / Heft 6

*«Meine Mutter sagte, eine  
Jüdin muss mehr  
können als die andern.»*

HANA UND HANUŠ AREND / Heft 10

*«Mit meinem Vater, der  
weiterhin in einer anderen  
Baracke untergebracht  
war, habe ich abgemacht,  
dass wir beim zehnten  
Pfofen der Sperrbaracke  
versuchen würden  
über die Barackenwand  
Kontakt zu halten.»*

GÁBOR (NEUMAN) NYIRÖ / Heft 7

*«Es sind Jahre, die mich stark beeinflusst und bis heute tiefe Spuren in mir hinterlassen haben.»*

ARNOST SCHLESINGER / Heft 9

*«Während Wochen und Monaten nach der Befreiung galt meine Hauptsorge, ob mein Bruder lebt und ob mein Vater lebt; in dieser Reihenfolge.»*

IVAN LEFKOVITS / Heft 8

*«Ich weiss, dass ich in diesem Bericht über Auschwitz aussagen muss, aber ich kann die furchtbaren, grausamen Bedingungen nicht noch einmal vor meinen Augen passieren lassen.»*

ANDREAS SÅS / Heft 11

## ARNOST SCHLESINGER

---

### JUGEND IN UNFREIHEIT

Anlässlich seines 80. Geburtstags kehrte Arnost Schlesinger nach Ružomberok zurück, eine slowakische Kleinstadt, wo er 1928 geboren wurde. In seiner Erinnerung tauchten bekannte Orte und Menschen auf, die dort gelebt hatten. Er beschloss, diese Erinnerungen festzuhalten und niederzuschreiben.

Seine Erinnerungen beginnen mit einem Porträt seiner Familienangehörigen; er beschreibt darin das Schicksal seiner Grosseltern, Onkeln und Tanten. Mit Ausnahme der Verwandten, die vor 1939 in die Vereinigten Staaten auswanderten, kamen fast alle anderen Familienmitglieder im Holocaust um.

Der chronologisch aufgebaute Bericht enthält, verdichtet auf wenigen Seiten, eine Fülle von Informationen. Sein Vater Alexander, der eine Beamtenstelle in den Mautnerischen Textilbetrieben innehatte, und seine Mutter Friderika Field, sprachen zu Hause Ungarisch, Deutsch und Slowakisch. Er wurde je nach dem Ernöcske, Ernest oder Arnost genannt.



Im Jahre 1934 wurde er eingeschult. Er war der einzige jüdische Schüler in der ganzen Schule. Manche seiner Mitschüler machten sich über ihn lustig und beschimpften ihn; andere wiederum beschützten ihn, und die Lehrkräfte verhielten sich korrekt. Mit den Nachbarn war es genauso. Es gab Deutsche, die die Familie Schlesinger an Heiligabend einluden, und eine Nachbarin, die Arnost zurechtwies, weil er sich als Slowake und nicht als Jude bezeichnet hatte. Nach der Gründung eines unabhängigen slowakischen Staates verschlechterten sich die Beziehungen, besonders nach der Einführung antijüdischer Massnahmen. Arnost Schlesinger beschreibt detailliert den Einfluss, den diese Gesetze und Verbote auf den Alltag seiner Familie hatten. 1940 musste er die Volksschule verlassen und in die jüdische Schule wechseln.

Der Beginn der Deportationen im Jahre 1942 hinterliess beim jungen Arnost einen bleibenden Eindruck. Da sein Elternhaus in der Nähe des Bahnhofs lag, war er Zeuge vieler Transporte. Er erinnert sich, dass die slowakischen Züge so regelmässig und pünktlich fuhren, wie nie zuvor. Erika Goldstückers grosse, braune Augen, die Art und Weise, wie sie ihn hinter Brillengläsern anschaute, haben sich ihm für immer eingeprägt. Es war die erste Deportation junger Mädchen aus Ruzomberok nach Auschwitz-Birkenau und sie fuhr mit. Er fragt sich, ob er der einzige noch lebende Zeuge dieser Deportation ist. Kein einziges dieser Mädchen ist je wiedergekommen.

Die Eltern seiner Mutter Friderika hatten einige Jahre in den Vereinigten Staaten gelebt, wo sie ihren Namen von Schönfeld in Field geändert hatten. Sie besaßen seitdem die amerikanische Staatsbürgerschaft. Dank diesem Umstand bemühte sich seine Mutter um 1943 mit Erfolg um einen amerikanischen Pass. Arnost und sein Vater waren dadurch besser geschützt. Arnost half bei der örtlichen jüdischen Gemeinde mit, Lebensmittelpakete für slowakische Häftlinge in Arbeitslagern zu versenden.

Während des slowakischen Nationalaufstands im August 1944 zwangen die deutschen Truppen die Partisanen sich aus Ruzomberok zurückzuziehen. So blieb auch der Familie Schlesinger nichts anderes übrig, als die Stadt zu verlassen.

Sie zogen nach Jergaly, einem Dorf in der Region um Banska Bystrica, zu einer Familie, deren Adresse sie von einer ehemaligen Arbeitskollegin von Alexander Schlesinger erhalten hatten. Nach der Niederschlagung des Nationalaufstands im Oktober 1944 machte sich die Familie wieder auf den Weg. Sie hielten sich in einem kleinen Dorf (Vysna Revuca) versteckt, als deutsche Soldaten Anfang Januar 1945 ihr Versteck entdeckten. Arnosts Lehrer an der jüdischen Schule von Ruzomberok, der mit gefälschten Identitätspapieren im Nachbarsdorf lebte, verweigerte ihnen seine Unterstützung – eine schwere Enttäuschung für Arnost.

Arnost und seine Eltern wurden ins Gefängnis von Ruzomberok gebracht. Die Deutschen verhafteten immer mehr Juden; von dort kamen sie Ende Januar 1945 ins Sammellager Sered in der östlichen Slowakei. Während Mutter und Sohn Putzarbeiten verrichten mussten, wurde Alexander Schlesinger in die Schreinerwerkstätte eingeteilt, wo er die Namen der gefallenen deutschen Soldaten auf Holzkreuze schreiben musste.

Die Front rückte immer näher bei Sered. Mit dem vorletzten Transport aus dem Sammellager Sered gelangten Arnost und seine Eltern Anfang März 1945 nach Theresienstadt ins Lagerghetto. Er erinnert sich an ein besonderes Erlebnis: Die berühmte Pianistin Alice Herz-Sommer gab in Theresienstadt ein Konzert. Mit seinem Freund Karol beschloss er hinzugehen, aber sie hatten beide keine Eintrittskarte. Auf einmal kam die Klavierspielerin auf sie zu und händigte ihnen zwei Karten aus. – 63 Jahre später, im Jahre 2008, strahlte das Schweizer Fernsehen ein Interview mit Alice Herz-Sommer aus. Er beschloss, die Pianistin, nunmehr 104 Jahre alt, anzurufen und das Gespräch mit dem einstigen Zuhörer bereitete ihr eine grosse Freude.

Arnost verbrachte gerade eine Zeit in Quarantäne, als er am 27. Mai 1945, dem Tag seines 17. Geburtstags, Terezin verliess. Er kehrte mit seinen Eltern nach Ruzomberok zurück. Im Jahre 1968 wanderte er mit seiner Familie nach Zürich aus. Da er keinen Schweizerpass besass, war es ihm nicht vergönnt, an der Beerdigung seiner Mutter teilzunehmen, die in Bratislava verstorben war.

## HANA ET HANUŠ AREND

ZEUGNISSE ZWEIER HOLOCAUST-ÜBERLEBENDER  
AUS PRAG

Wie Eva Halter-Arend im Vorwort schreibt, war die Beisetzung ihrer im Frühjahr 2010 verstorbenen Mutter der Anlass zu der Niederschrift, auf der Grundlage von Interviews, die 1996 und 1999 aufgenommen wurden.

Hana Arend wurde 1922 in Prag geboren, als einziges Kind von Elsa und Vilém Nagelstock. Die ersten Veränderungen machten sich schon im Jahr 1933 bemerkbar, als die ersten jüdischen Flüchtlinge aus Deutschland nach Prag kamen und auch 1939, als die Deutschen in Prag einmarschierten. Die Juden waren besonderen Einschränkungen unterworfen und die Bierbrauereimaschinenfirma, die Vilém Nagelstock gemeinsam mit einem Freund führte, wurde «arisiert». Hana wurde von der öffentlichen Schule ausgeschlossen. Sie bereitete sich an einem jüdischen Gymnasium gerade auf die Matura vor, als es von den Deutschen geschlossen wurde. In der Schule waren die Klassenkameradinnen und Lehrkräfte nicht unfreundlich zu ihr. Am Vorabend ihrer Deportation nahm sie zuletzt noch Privatunterricht bei ihrem Musiklehrer.



Am 28. Oktober 1941 wurden Hana Nagelstock und ihre Eltern ins Ghetto nach Łódź deportiert. Sie waren sicher, dass sie nicht länger als ein paar Monate bleiben würden; daraus wurden drei Jahre. In dieser Zeit verlor Hana ihre Mutter. Hunger, Durst, Kälte plagten sie. Ständig fanden Deportationen statt, sie verlor Freunde und Bekannte. Als das Ghetto aufgelöst wurde, gelang es Hana und ihrem Vater nicht, sich zu verstecken.

Am 24. August 1944 wurden sie nach Auschwitz deportiert und bei der Ankunft im Lager voneinander getrennt. Ihren Vater sollte sie nie wiedersehen.

Es trafen Transporte aus Theresienstadt ein; es waren viele alte Bekannte aus Prag dabei, die ihnen am Anfang ihre Lagersuppe abgegeben haben, weil sie sie selbst nicht essen konnten. Eines Nachts sah sie zu, wie junge Mädchen, die gerade in die Gaskammern transportiert werden sollten, erschossen wurden, als sie versuchten, wegzulaufen. In diesem Augenblick konnte sie sich nicht vorstellen, das Lager je lebend verlassen zu können. Und dennoch wurde sie zusammen mit ihren beiden Freundinnen aus dem Łódźer Ghetto, Eva Schneider und Vera Popper, nach Kudowa-Sakisch geschickt, einem Aussenlager von Gross-Rosen, wo sie in einer Munitionsfabrik arbeiten musste. Ihre Lebensumstände verbesserten sich deutlich. Es gelang ihr, über Umwege den Kontakt mit einer Tante wieder herzustellen, die ihr Geld schickte; es gab mehr zu essen und die Lagerführerin war weniger unerträglich.

Wenige Tage nach der Befreiung des Lagers kehrten die drei Freundinnen nach Prag zurück. Hana hatte beinahe ihre ganze Familie verloren. Ende 1947 heiratete Hana den 1922 geborenen Hanuš Arend und gründete ihre eigene Familie. Hanuš Arend entstammte einer alteingesessenen jüdischen Familie, die schon im 16. und im 17. Jahrhundert in Prag gelebt haben soll; seine Vorfahren änderten im Jahre 1910 ihren Familiennamen von Abeles auf Arend. Zuhause sprach er mit seinen Eltern, Olga und Viktor, sowohl Deutsch als auch Tschechisch.

Um 1938/1939 bemühte sich Viktor Arend um Einreisevisa nach Übersee für seine Familie. Auszüge aus dem Briefwechsel mit seinem Onkel in den Vereinigten Staaten sind im Band abgedruckt. Daraus geht hervor, dass die amerikanischen Verwandten den Ernst der Lage masslos unterschätzten. Schliesslich konnte Dorris, Hanuš Arend's Schwester, als einzige Prag verlassen. Hanuš wurde im September 1940 vom tschechischen Gymnasium ausgeschlossen und begann als Gerber zu arbeiten, zuerst als Lehrling, dann «schwarz», solange bis er und seine Eltern im Oktober 1941 ins Ghetto nach Łódź geschickt wurden. Im Frühjahr 1944 verlor er beide Eltern; sie starben an Unterernährung und Tuberkulose.

Im August 1944 wurde er nach Auschwitz-Birkenau deportiert, wo er mehrmals hintereinander zuerst Pech und dann Glück hatte. Er gab sich als Maurer aus und meldete sich für einen Maurertransport, verschlief diesen jedoch. Dann erkrankte er an Scharlach – im Lager ein Todesurteil –, wurde aber von Dr. Epstein, einem Arzt aus Prag, mit dessen Sohn er vor dem Krieg aufs Gymnasium gegangen war, versteckt und gepflegt. Professor Epstein machte ihn zu seinem Krankenpfleger, was zur Folge hatte, dass er Dr. Mengele einmal pro Woche sah. Er musste jeweils sein Fahrrad halten und wurde dadurch mehrmals Zeuge seines Sadismus.

Mit einem der letzten Todesmärsche gelangte Hanuš Arend nach Mauthausen, wo er am 25. Januar 1945 ankam; von dort wurde er ins Nebenlager Ebensee verlegt. Obwohl die Arbeitsbedingungen sehr schwer waren, zögerte die einheimische Bevölkerung nicht, die Gefangenen, die den Schnee wegräumen mussten, bei der SS zu denunzieren, wenn sie kurz innehielten. Nach der Befreiung musste er in einem Lazarett in Sankt Wolfgang behandelt werden, wobei Dr. Lagali ihn hingebungsvoll pflegte und ihm dadurch das Leben rettete. Nach dem Krieg konnte er ihn ausfindig machen, um sich bei ihm zu bedanken. Von den 150 Patienten überlebten nur zwei; Hanuš Arend ist einer von ihnen.

Zurück in Prag, bemerkte er eines Tages im Tram eine Frau, die er kannte; ihre schönen Augen waren ihm schon im Ghetto von Łódź aufgefallen. Sie hatten zwei Kinder, Michal und Eva. Im Jahre 1968 verliessen sie die Tschechoslowakei. Hanuš Arend starb 2004, seine Frau 2010.

*«Ich wurde nach vorne  
gedrängt und verlor meine  
Eltern und Schwester  
aus den Augen, ohne Abschied  
von ihnen nehmen zu  
können.»*

FABIAN GERSON / Heft 13

*«Ich dachte, es würden  
bloss unwahre  
Schreckensnachrichten  
verbreitet werden.»*

EVA ALPAR / Heft 15

*«Die Kontaktstelle schliesst  
die zweite und dritte  
Generation nicht aus, aber in  
erster Linie verbindet sie  
Menschen, die den Holocaust  
direkt erlebt und überlebt  
haben.»*

IVAN LEFKOVITS / Gründungsnummer

*«Während unsere Eltern  
Tag und Nacht Angst hatten  
und immer wieder neue  
Verstecke finden mussten,  
lebten wir wohlbehütet  
im Kloster.»*

CHRISTA MARKOVITS / Heft 15

*«Bei meiner überaus kurzfristig  
notwendig gewordenen  
Flucht aus Deutschland durfte  
ich nur ein Gepäckstück  
mit auf die ungewisse Reise  
nehmen.»*

KLAUS APPEL / Heft 12

*«Ich war glücklich, da  
ich die Ideen des Zionismus  
ingesogen hatte und  
auf keinen Fall nach den  
Ereignissen in Ungarn  
bleiben wollte.»*

ANDRÉ SIRTES / Heft 14

## ANDREAS SÀS

## UND DANN BEGANN ICH ZU ERZÄHLEN

Andreas Sàs hat seine Geschichte erstmals 2009, anlässlich des Internationalen Holocaust-Gedenktages, erzählt. Das vorliegende Heft beruht auf dem damaligen Text, der mit ausgewählten Dokumenten und Fotos ergänzt worden ist.

Gleich am Anfang erklärt Andreas Sàs, welche Bedeutung die Wendung «Arm in Arm gehen» für ihn hat. Im Jahre 1945 überlebte er einen Todesmarsch nur deshalb, weil seine Freunde ihn von beiden Seiten stütz-



ten, und zwar mehrere Kilometer lang; wäre er zu Boden gefallen, hätte man ihn unweigerlich erschossen.

Andreas Sàs wurde in einem kleinen Dorf in südlichen Teil Ungarns geboren, wo sein Vater als Dorfarzt praktizierte. In einem nahegelegenen Dorf besuchten sein Bruder und er das Gymnasium. Bis zur Ankunft der Deutschen im März 1944 verlief seine Kindheit ruhig. Anfang Mai 1944 musste die Familie jedoch ihr Haus verlassen und in eine Kleinstadt umziehen, von dort in eine grössere Stadt, die an Bahngleisen lag. Er erinnert sich noch gut an die vielen durstigen Menschen, die nach Wasser schrien. Seine Familie ahnte, dass ihr schwere Zeiten bevorstanden, aber niemand hatte den Namen Auschwitz jemals gehört.

Andreas war gerade erst 14 Jahre alt, als er mit seinen Eltern und seinem Bruder nach Auschwitz-Birkenau deportiert wurde. Alle kamen durch die erste Selektion. Seine Mutter hatte Glück, da sie zwei Wochen später nach Peterswaldau in eine Textilfabrik verlegt wurde. Sein Bruder und sein Vater hingegen, die im September und Oktober aus Auschwitz evakuiert wurden, starben einige Wochen später in Dachau. Andreas Sàs überlebte vier Selektionen. Die letzte brannte sich in sein Gedächtnis ein. Er war in einem Raum eingeschlossen und hatte die Idee, den Namen seines Vaters und eines Polen, für den er bisher gearbeitet hatte, auf einen

Zettel zu schreiben und den Zettel aus dem Fenster zu werfen. Kurz darauf trat ein SS-Mann in Begleitung eines jungen Mannes in den Raum. «Der junge Mann blieb drinnen, während ich hinausgeführt wurde. Ich hatte keine Ahnung, dass es sich um einen Austausch handelte. Ich habe es erst später erfahren. Das kann ich nie vergessen, und es belastet mich bis heute.»

Andreas Sàs erinnert sich an manche Erlebnisse und belastende Situationen, die er in Auschwitz-Birkenau und Buchenwald durchstehen musste: die Appelle, die allgegenwärtige Angst, den Verrat, den Widerstand, besonders aber den Aufstand des Sonderkommandos in Birkenau. Von Buchenwald kam er nach Theresienstadt, bis er nach dem Krieg nach Ungarn repatriiert wurde. Mit seiner Mutter verliess er das Dorf, in dem sie früher gelebt hatten, und liess sich in Budapest nieder. Bald flüchteten sie jedoch nach Österreich und im Dezember 1956 in die Schweiz. In Zürich schloss er sein Studium ab und war danach viele Jahre bei Ascom in Bern angestellt.

Zu dieser Zeit, gegen Ende der 1970er Jahre, hat Andreas Sàs angefangen, über das Erlebte zu sprechen. Aus den Reaktionen seiner Kinder schloss er, dass er ihnen wohl zu viel erzählt hatte. Und dennoch verfolgten ihn seit der Befreiung Alpträume und die Erinnerung an die Gaskammern im Schlaf. Er hat es nicht über sich gebracht, sich wieder nach Auschwitz-Birkenau zu begeben.

Am Ende seines Berichts bringt Andreas Sàs seine uneingeschränkte Bewunderung für Menschen wie den Schweizer Carl Lutz oder den Schweden Raoul Wallenberg zum Ausdruck, die in Budapest Tausenden von Menschen das Leben retteten.

## KLAUS APPEL

---

### EINES TAGES WAREN SIE ALLE WEG

Rückblickend stellt Klaus Appel fest, dass sein Leben nicht so geordnet und linear verlaufen ist, wie man aus seinen zahlreichen Lebensläufen schliessen könnte. Er wurde 1925 in Berlin in eine Familie mit vielen Onkeln, Tanten und Cousins hineingeboren. Seine Mutter, Erna Bieber, starb vor seinem 5. Lebensjahr. Max Appel wollte nicht wieder heiraten und erzog seine drei Kinder Willi-Wolf, Klaus und die einjährige Ruth-Henrietta allein. Er war Zahnarzt mit eigener Praxis, verlor jedoch nach dem Machtantritt Hitlers nach und nach die meisten Klienten.



Ende 1937 entschloss sich Max Appel, mit seinen Kindern in die Niederlande auszuwandern. Er engagierte einen Schlepper und vertraute ihm seine Ersparnisse an. Dieser wurde jedoch von der Gestapo entdeckt und gestand. Ein Gericht verurteilte Max Appel zu einer Haftstrafe von drei Jahren und einer Busse. An einem Montagmorgen, als sich Klaus Appel gerade für die Schule bereitmachte, klingelte es an der Tür. Einige Männer befahlen seinem Vater, ihnen zu folgen. Sein Vater schluckte einige Beruhigungsmittel und sagte nur: «Geh' in die Schule.» Er sollte seinen Vater nie wiedersehen.

Ruth und er kamen in ein Waisenhaus der jüdischen Gemeinde in Berlin. Der Waisenhausdirektor bemühte sich, seine Schützlinge nach England zu schicken. Es war geplant, dass die beiden Kinder im April 1939 abreisen sollten, aber Klaus' Papiere kamen ihm abhanden und so musste Ruth alleine gehen. Schliesslich wurde Klaus in letzter Minute – während der Generalmobilmachung – doch noch einem Transport zugeteilt. Er nahm Abschied von seinem Bruder, den er nicht mehr wiedersehen sollte.

Der Hingabe und der Hartnäckigkeit einer holländischen Begleiterin, Gertruida Wijsmuller-Meijer, ist es zu verdanken, dass der Bus, der Klaus

und andere jüdische Kinder nach Holland brachte, wie geplant dort eintraf.

Klaus Appels Bericht befasst sich zur Hälfte mit den in England verbrachten Jahren. Zunächst musste er in einem Flüchtlingslager in Ipswich ausharren, dann wurde er nach Ausbruch einer Diphtherie-Epidemie unter Quarantäne gestellt; schliesslich wurden seine Schwester und er wieder vereint. Sie war bei einer Familie in einem kleinen Dorf im Westen der Grafschaft Sussex untergebracht; nun zog er zu ihr. Die Pflegefamilie kümmerte sich jedoch nicht wirklich um das Mädchen; dasselbe widerfuhr auch Klaus, solange bis Frau Pyke und Herr Goodman beschlossen, die beiden Kinder zu sich zu nehmen. Nach einiger Zeit fand er eine Stelle in einer landwirtschaftlichen Schule in der Nähe von Oxford; von da ging er nach London und arbeitete in einem Youth Hostel für Flüchtlinge. Dort traf er seinen Schulkameraden Adi Scheinmann wieder. Sie fanden eine Anstellung bei einer Hausabrisss-Firma und mieteten ein möbliertes Zimmer. Weitere Tätigkeiten folgten. Nach einigen Monaten im Restaurant Swiss Cottage trat er in eine Chemiefabrik ein, die von Ernst Pokorny geleitet wurde. Dort blieb er bis zum Ende des Krieges. Seine Absicht, in die Royal Air Force, später in die Merchant Navy aufgenommen zu werden, konnte er nicht verwirklichen. Dieses «Scheitern» dürfte darauf zurückzuführen sein, dass er in einem als kriegswichtig erachteten Unternehmen – zu dessen Kunden die Marine/Schifffahrt gehörte – tätig war.

Nach Kriegsende nahm er ein Abendstudium auf, um Elektroingenieur zu werden; tagsüber war er weiterhin für Herrn Pokorny tätig. Seine Studienkommilitonen gaben nach und nach auf, und als einziger trat er zur Abschlussprüfung an und bestand die Prüfung. Die Tatsache, dass er von der Kindheit direkt in den täglichen Kampf ums Überleben katapultiert worden war, prägte ihn und machte ihn widerstandsfähig. Inzwischen hatte er Myriam, eine junge Schweizerin, kennengelernt. Mit dem Unternehmen von Dr. Pokorny ging es bergab, und daher beschloss das junge Paar, sich in der Schweiz niederzulassen, wo beide 38 Jahre lang im

familieneigenen Betrieb ANTIMA, einer Uhrenfabrik, arbeiteten. Ihre Ehe wurde mit zwei Kindern und drei Enkelkindern gesegnet.

In den 1960er Jahren bemühte sich Klaus Appel, das Gerichtsurteil, das 1937 gegen seinen Vater verhängt worden war, aufheben zu lassen. Das deutsche Gericht lehnte seinen Antrag jedoch ab, denn «ein Vorstoss gegen die damaligen Zollgesetze hat seine rechtliche Gültigkeit nicht verloren.» Ein zweiter Anlauf im Jahre 1997 war erfolgreich; sein Vater wurde diesmal rehabilitiert. Zugleich erfuhr er auch, dass sein Vater Max und sein älterer Bruder Willi mit seiner Frau am 19. Februar 1943 nach Auschwitz-Birkenau deportiert worden waren.

Der erste Teil dieses Berichts wurde im Jahr 2001 verfasst; 2010 kam ein Nachtrag hinzu. Diese Niederschrift ist dem Gedenken an alle Mitglieder seiner erweiterten Familie gewidmet, die von den Deutschen ohne Erbarmen ermordet wurden. Im Jüdischen Friedhof in Berlin-Weissensee, wo seine Mutter und seine Grossmutter ihre letzte Ruhe gefunden haben, liess er eine Gedenktafel aus Granit anbringen, die die Inschrift trägt: «Paul, Jenny, Willi, Edith Appel, 1943 in Auschwitz erbarmungslos ermordet». Klaus Appel erwähnt das Schicksal seines Vaters (Deportation 1943), seines Onkels Fritz (jüdischer Flüchtling in Frankreich) und seiner Cousine Ingrid Zettlin. Am Vorabend ihrer Deportation, kurz bevor die Gestapo sie und ihren Mann abholte, liess sie ihr 10 Monate altes Baby auf einer Bank in der Nähe ihrer Wohnung zurück. Gute Menschen fanden das Kleinkind und brachten es in ein Kloster. Die Gestapo erfuhr jedoch davon und so kam der kleine Gadi ins Lager-Ghetto nach Theresienstadt, wo er überlebte. Als das Lager befreit wurde, war er gerade erst 2½ Jahre alt. Der Bericht endet mit einer Hommage an seine 21 Angehörigen, die im Holocaust umkamen und erwähnt den Namen und Vornamen, das Geburts- und Deportationsdatum. Er schreibt: «Wir müssen von uns «alles geben», was wir wissen [...]. Heute bietet sich die allerletzte Gelegenheit, es auch wirklich zu tun!»

## FABIAN GERSON

---

### ERINNERUNGEN

Fabian Gersons Erinnerungen bestehen aus zwei gleich wichtigen Teilen. Im ersten Teil beschreibt er seine Kindheit in Polen, die Zeit, in der er Zwangsarbeit leisten musste und schliesslich seine Deportation nach Buchenwald, nachdem seine Geistesgegenwart ihn von der Deportation nach Treblinka bewahrt hatte. Der Autor stellt seine Lebenserinnerung stets in einen grösseren politischen Kontext. Der zweite Teil seines Berichts befasst sich mit der Nachkriegszeit. Er war noch ein Kind und litt an Tuberkulose, als er 1945 in der Schweiz eintraf. Mit Fleiss und Willenskraft legte er den Grundstein für seine erfolgreiche akademische Karriere.



Fabian Gerson wurde im Jahre 1926 in Lodz, einer grossen Industriestadt Polens, geboren. Sein Vater Pinkus und seine Mutter Dora, geborene Kon, besaßen ein Textilunternehmen an der Piotrkowska-Strasse im Stadtzentrum von Lodz. Fabian und seine Schwester Franciszka besuchten das Jüdische Gymnasium dieser Stadt, deren Einwohner damals zu einem Drittel jüdischer Herkunft waren. In Anbetracht des wachsenden Antisemitismus, der im Bericht anschaulich beschrieben wird, begannen Fabians Eltern an Auswanderung zu denken. Pinkus Gerson konnte sich jedoch nicht dazu entschliessen, denn er hing an seinem Unternehmen, und durch seine Reisetätigkeit und seine beruflichen Kontakte stand er der deutschen Sprache und Kultur nahe.

Die deutsche Besetzung Polens im September 1939 bedeutete das Ende aller Auswanderungspläne. Jüdischer Besitz wurde beschlagnahmt und ein Ghetto wurde errichtet. Fabian und seine Familie beschlossen daher Lodz zu verlassen und ins etwa 100 km entfernte Częstochowa überzusiedeln. Fabian und seinem Vater gelang es jedoch nicht, rechtzeitig wegzukommen; sie kamen ins Ghetto, bis es ihnen im Oktober 1940 gelang, einige SS-Männer zu bestechen und endlich nach Częstochowa

zu reisen, wo Mutter und Schwester sie erwarteten. Sie konnten sich mehr schlecht als recht über Wasser halten, fanden sich aber einmal mehr in einem Ghetto wieder.

Fabian Gerson wird niemals vergessen, was sich am 22. September 1942 zugetragen hat. Im Morgengrauen wurde das Ghetto von Czeŝtowa von einem SS-Kommando umstellt und eine Selektion fand statt. Auf einmal verlor er seine Schwester und seine Eltern aus den Augen. Er hatte schon Gerüchte über das Vernichtungslager in Treblinka gehört und er ahnte, dass am Ende dieser Reise der Tod auf seine Familie und die anderen Deportierten wartete. Bald war auch er an der Reihe und marschierte in einer Kolonne, die unterwegs zur Deportation war. Es gelang ihm jedoch, sich von seiner Marschkolonnie abzusetzen und sich einer Arbeitskolonne anzuschließen, die der Zwangsarbeit zugeführt werden sollte. Zwei Jahre lang musste er in einem Rüstungsbetrieb der Firma HASAG am Stadtrand von Czeŝtowa Schwerarbeit leisten und litt sehr unter Hunger, obwohl die in der Küche tätigen polnischen Frauen ihm gelegentlich Suppenreste beiseite stellten.

Als die Rote Armee im Januar 1945 herannahte, wurden die HASAG-Häftlinge in Viehwagen getrieben und nach Westen evakuiert. In Buchenwald wurde er schnell krank. Als das Lager geräumt werden sollte, versteckte er sich. Er erinnert sich an die Ankunft der amerikanischen Soldaten, die von ihm, der wie ein «wandelndes Skelett» aussah, Fotoaufnahmen machten.

Mit anderen Jugendlichen aus Buchenwald kam Fabian Gerson mit einem vom Roten Kreuz organisierten Transport zur Genesung in die Schweiz. Seine Tuberkulose war so weit fortgeschritten, dass ein Berner Arzt das Schlimmste befürchtete. Entgegen allen Erwartungen besserte sich sein Zustand, wenn auch langsam; jüdische Organisationen gewährten ihm finanzielle Unterstützung. Zwei lange Kuraufenthalte folgten in Sanatorien und Pensionen in Davos und in Leysin bis 1951.

Das Lernen war Fabian Gerson schon immer leicht gefallen, und er las gern. Schon bald hatte er ein klares Ziel vor den Augen: Matura und

Studium. Nachdem er die Maturität im Herbst 1949 mit Bravour bestanden hatte, nahm er an der ETH in Zürich ein Ingenieurstudium auf. Bald traten bei ihm jedoch unerwartet Rückenschmerzen auf, und er musste unbeweglich in einem Gipsbett liegen. Er beschloss, seinem Studium, das er 1951 wieder aufgenommen hatte, eine neue – naturwissenschaftliche – Richtung zu geben und promovierte 1958 in organischer Chemie. Als Ausgleich zum Studium trieb er intensiv Sport, vor allem Schwimmen und Rudern.

Die 1960er Jahre waren geprägt von wichtigen Ereignissen. Fabian Gerson wurde in der Schweiz ohne Schwierigkeiten eingebürgert und verheiratete sich 1962, zwei Jahre später, mit Ingeborg (Inge) Waldmann. Der Ehe entstammten zwei Kinder, Daniel und Deborah. Die Familie siedelte von Zürich nach Basel über, nachdem Fabian Gerson im Jahre 1969 zum ausserordentlichen Professor für physikalische Chemie ernannt worden war. Im Jahre 1975 wurde er zum Ordinarius befördert und 1997 emeritiert.

Am Anfang der 1990er Jahre unternahm er zwei Dienstreisen nach Polen. Mit seinem Sohn suchte er die Stätten seines Lebens und seiner Familie auf: Lodz, Treblinka, Częstochowa. An dieser Stelle endet sein Bericht.

## ANDRÉ SIRTES

---

### UNTERWEGS

André Sirtes wurde im Februar 1935 als Endre (André) Stern in Budapest geboren. Seine Eltern, Károly und Margrit, waren arm und mussten oft umziehen. Im Jahre 1935 eröffneten sie eine Stofffärberei und chemische Reinigung. Nach schwierigen Jahren verbesserte sich die Lage der Familie allmählich. Ein zweites Kind, Miklós (Nikolaus), kam 1937 zur Welt.



Das Geschäft hatte einen guten Ruf und zog neue Kunden an; dies ermöglichte es ihnen, zwei zusätzliche Kräfte – Herrn und Frau Beér – für Bügelarbeiten einzustellen.

Die Verbreitung des Nationalsozialismus und des Antisemitismus sind in André Sirtes' Lebensbericht eingeflochten. Diese Entwicklungen beunruhigten Károly Stern so sehr, dass er die für die Auswanderung seiner Familie nach Madagaskar nötigen Dokumente beschaffte. Seine Frau war jedoch nicht bereit, ihre Mutter, ihre Brüder und Schwestern zurückzulassen. Aus diesem Grund blieben sie in Budapest.

Endre verbrachte eine glückliche und sorgenfreie Jugend. Eine gewisse Unruhe machte sich bei ihm breit, als sein Vater im November 1942 zur Zwangsarbeit herangezogen wurde und von seiner Familie Abschied nehmen musste. Schon zwei Monate später galt er in der Ukraine als verschollen. Dies bewog seine Frau dazu, eine mögliche Konversion zum Protestantismus für sich und ihre Kinder ins Auge zu fassen, aber der kleine Endre weigerte sich.

Die deutsche Besetzung Ungarns im März 1944 zwang die Familie Stern, ihr Haus zu verlassen und zu einem Onkel in ein sogenanntes «Judenhaus» zu ziehen. Endre und sein Bruder durften die Schule nicht mehr besuchen. Nach der Machtübernahme der Pfeilkreuzler, der ungarischen Nazi-Partei, im Oktober 1944 verschlechterte sich die Lage zusehends. Endres Mutter wurde in einer Ziegelei in Obuda dienstver-

pflichtet und dann auf einen «Todesmarsch» in Richtung Westen getrieben. Sein Bruder und er kamen in ein Lager an der Kolombusz-Strasse. Das Ehepaar Beér, das sich mittlerweile um den Laden kümmerte, half ihnen regelmässig. Als ihnen Anfang Dezember die Flucht aus dem Lager gelang, fanden sie bei Herrn und Frau Beér Unterschlupf.

Ihr Onkel Tibi brachte sie in einem unter Schweizer Schutz stehenden Haus im internationalen Ghetto unter. Ihre Lage blieb prekär, denn Pfeilkreuzlerbanden trieben sie aus dem Haus und zum Donauufer, wo die Erschiessungen schon begonnen hatten. Das Geheul einer Sirene vertrieb die Mörder und Endre entrann dem Tod um Haaresbreite.

Am Ende des Krieges wurden die beiden Stern-Kinder wieder mit ihrer Mutter vereint, die die Lagerhaft in Dachau überlebt hatte. Sie besuchten ein Internat in Szeged, im südlichen Teil Ungarns. Als die Internatsschüler die Erlaubnis bekamen nach Palästina auszureisen, wollte Endre die Gelegenheit ergreifen, aber im Gegensatz zu Endre waren weder seine Mutter noch sein Bruder gewillt, Ungarn zu verlassen.

Die Familie kehrte nach Budapest zurück und fand ein leeres Atelier vor; die Maschinen waren nicht mehr da. Einmal mehr konnten sie sich auf die Hilfe des Ehepaars Beér verlassen. Endre und sein Bruder traten ins Jüdische Gymnasium an der Abonyi-Strasse ein, dieselbe Schule, die auch Theodor Herzl einst besucht hatte. Zwei Ereignisse aus dieser Zeit haben sich ihm für immer eingepägt; der Unfall, der seinen Bruder einen Arm kostete, und seine eigene Bar Mitzwa in der Synagoge an der Csaki-Strasse.

Das kommunistische Regime erfasste zunehmend alle Lebensbereiche der Gesellschaft, und der Antisemitismus nahm wieder zu. Vor diesem bedrückenden Hintergrund beschloss er seinen Namen von Stern zu S(z)irtes zu ändern. Er fand eine Anstellung in einem Textilbetrieb und wurde 1955 in die Armee eingezogen. Nach der Niederschlagung des Ungarischen Volksaufstands 1956 beschloss er, zusammen mit Freunden Ungarn definitiv zu verlassen, was ihnen denn auch gelang, da sie gefälschte Papiere hatten.

In Österreich erhielt er einen Flüchtlingsausweis. Dieses Dokument war mit dem Buchstaben «J» versehen. «Willkommen in der freien Welt!!!» rief er ungläubig. All das löste bei ihm ein Nachdenken über das Judentum und den Antisemitismus aus. Das Ortsbüro der Jewish Agency half ihm, ein Zimmer in einer Pension im Zentrum von Linz zu finden.

Als endgültiges Auswanderungsziel wurde zunächst Israel in Betracht gezogen. Allerdings wies das israelische Konsulat sein Begehren ab, weil er um Befreiung vom Militärdienst für 1–2 Jahre gebeten hatte. Die Schweiz war an zweiter Stelle, da eine Cousine seiner Mutter seit über 20 Jahren dort wohnte. Die Einreisegenehmigung traf an seinem 22. Geburtstag ein; beigelegt war eine Bahnkarte. Seine Geschichte endet mit seiner Ankunft in Luzern und der Aufnahme durch seine neue Familie.

HEFT 14 / 2014

CHRISTA MARKOVITS:  
 ICH HABE IMMER GLÜCK GEHABT

---

EVA ALPAR:  
 DER BERICHT EINER ÜBERLEBENDEN  
 AUS BUDAPEST

In seinem Vorwort legt Ivan Lefkovits die besondere Bedeutung dieses 15. Hefts dar. Während die bisherigen Hefte länger sind und definitiven Charakter aufweisen, handelt es sich beim vorliegenden Heft um eine Sammlung bruchstückhafter Erinnerungen und Reflexionen, die zum Nachdenken über andere Schicksale anregen sollen. Christa Markovits, ein diskretes und zugleich sehr aktives Mitglied der Kontaktstelle für Holocaust-Überlebende in der Schweiz, hat alle Kraft zusammengekommen, um ihre Lebenserinnerungen zu Papier zu bringen. Eva Alpar, die ebenfalls in Budapest aufgewachsen ist, hat einige Erinnerungsbruchstücke niedergeschrieben, unmittelbar vor ihrem Umzug in ein Altersheim. «Mit der Veröffentlichung dieser Erinnerungsfragmente möchten wir aufzeigen, dass für uns jedes Schicksal wichtig ist.», schreibt Herr Lefkovits.

Christa Markovits (geb. Barabás) und ihre Zwillingsschwester Vicky wurden im Jahre 1936 in Budapest geboren. Ihre Eltern kamen aus Siebenbürgen, eine Region, die sie während des Ersten Weltkriegs verlassen mussten. Ihr Vater war Architekt und ihre Mutter war für eine grosse Bank tätig. Die ganze Familie konvertierte Ende 1938 zum Katholizismus; Christa Markovits vermutet, dass diese Konversion unter dem Eindruck des ersten antisemitischen Gesetzes in Ungarn vollzogen wurde. Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs machte ihre Emigrationspläne zunichte. Sie hat nur undeutliche Erinnerungen an die Zeit vor der deut-



schen Besetzung Ungarns im März 1944, aber sie zeichnet den allgemeinen Kontext jener Zeit nach, den sie sich aufgrund der Erzählungen ihrer Mutter vergegenwärtigen kann.

Der gelbe Stern an ihrem Mantel stellt ihre erste Erinnerung dar aus der Zeit danach. Sie getrauten sich kaum, ihre Wohnung an der Balassi Bálint Strasse in Donaunähe zu verlassen, ohne den Stern zu tragen. Ohne sich der tragischen Ereignisse in ihrer unmittelbaren Umgebung bewusst zu sein, erinnert sie sich aber an ihre weinende Mutter, nachdem diese von der soeben erfolgten Deportation ihrer Schwester «in den Osten» erfahren hatte – die Postkarte hielt sie noch in der Hand. Nach dem Krieg erfuhr sie, dass die Familie Glesinger nach Auschwitz-Birkenau deportiert worden war und nur die älteste Tochter überlebt hatte.

Die Familie besorgte sich falsche Papiere, die auf den Namen Sebestyén lauteten. Seit Juni 1944 standen die beiden Zwillinge unter dem Schutz Schwedens. Ihre Mutter brachte sie ins Sacré Coeur Kloster. Diese «Oase des Friedens» war allerdings nach der Machtübernahme der Pfeilkreuzler, der ungarischen Nationalsozialisten, in ihrer Existenz bedroht. Die ständigen Übergriffe zwangen die Nonnen, die beiden Mädchen zu verlegen und in einem der geschützten Häuser im «Internationalen Ghetto» vorübergehend unterzubringen. Im Dezember kehrten sie zu ihren Eltern zurück, die inzwischen ihre Wohnung verlassen hatten. Ein drittes Mädchen, Zsófi, wurde geboren. Ironischerweise nahmen deutsche Soldaten die Familie gegen die Übergriffe der Pfeilkreuzler in Schutz.

Nach dem Krieg besuchte Christa Markovits die klostereigene Schule, arbeitete in einer Fabrik und studierte mit dem Ziel, Maschineningenieurin zu werden. Nach der Niederschlagung des ungarischen Volksaufstandes 1956 verliess die Familie auf getrennten Wegen Ungarn: Christa und ihre Zwillingsschwester flohen in die Schweiz, während sich die übrigen Familienmitglieder erst in Kolumbien, dann in Los Angeles niederliessen. Sie studierte Physik und fand eine Anstellung beim Paul Scherrer Institut für Nuklearforschung. 1972 heiratete sie Michael Markovits.

Eva Alpars Zeitzeugenbericht beginnt im März 1944, als Deutschland Ungarn besetzte. Sie erwähnt den damaligen politischen Kontext, obwohl die junge Eva die komplexe Lage nicht vollumfänglich erfasste. Sie hat nur an sich gedacht und an ihren Überlebenswillen und macht sich heute deswegen Vorwürfe.

Im März 1944 war Eva Alpar 20 Jahre alt und wohnte bei ihrer Grossmutter mütterlicherseits in der Nähe des Ostbahnhofes in Budapest. Die Umgebung war christlich und sie hatte – abgesehen von ihrer Familie – keinen Kontakt zu Juden. Nach dem deutschen Einmarsch zogen ihre Mutter und ihre Schwester Jolan zu ihr, während ihr Vater in der Familienwohnung in der Umgebung von Pest zurückblieb. Aus Verzweiflung versuchte sie, sich mit Morphium das Leben zu nehmen. Das Morphium hatte sie von ihrer Schwester erhalten, der sie im Gegenzug gefälschte Identitätspapiere und eine Adresse gegeben hatte. Die Adresse gehörte einem Schneider, der ihr eines Tages spontan seine Hilfe angeboten hatte. Sie waren sich zufällig auf der Strasse begegnet; sie trug den gelben Stern und er hatte ihr ein Versteck angeboten. So kam das Versteck schliesslich ihrer Schwester Jolan zugute; sie profitierte vom grosszügigen Angebot und versteckte sich bis zum Ende des Krieges beim Schneider.

Eva Alpar besorgte ihr neue Identitätspapiere; sie gehörten Margit Urfi, einer Nachbarin und einstigen Klassenkameradin, der sie öfters Butterbrote gegeben hatte, als sie beide Kinder waren. Im Sommer 1944 fragte sie sie an, ob sie ihr ihre Identitätspapiere leihen würde. Margit war dazu bereit. Nach der Machtübernahme durch die Pfeilkreuzler fand Eva Zuflucht in einem Spital; ihre Identitätspapiere schützten sie. In Tränen aufgelöst gab sie vor, ihr Haus sei bei einem Bombenangriff zerstört worden; daraufhin erhielt sie eine Anstellung als Zimmermädchen. Eva Alpar beschreibt den Alltag im Spital; sie war unvorsichtig und verriet viermal ihre wahre Identität und Herkunft; zum Glück geschah nichts. Sie erinnert sich an einen jungen deutschen Soldaten, der verwundet im Spital lag und der Verhaftung durch die Russen entgehen wollte. Sie gab ihm Zivilkleidung, die sie irgendwo gestohlen hatte. Sie stellt sich vor, dass er,

falls er noch am Leben ist, Dankbarkeit für sie empfindet. Ende Januar 1945 konnte sie das Spital verlassen.

Während dieser Zeit kamen ihre Mutter und Grossmutter ins grosse Budapester Ghetto. Ihre Grossmutter starb kurz nach der Befreiung; ihr unterernährter Magen konnte reichhaltige Nahrung nicht mehr aufnehmen. Ihre Mutter sprach nie über ihren eigenen wochenlangen Zwangsaufenthalt im Ghetto.

In seinem Nachwort erklärt Daniel Gerson, warum diese beiden Lebensberichte geradezu exemplarisch sind für das Schicksal der Juden Mitteleuropas. Die Nationalsozialisten sind für die Planung des Holocaust verantwortlich, den sie mithilfe ihrer lokalen Kollaborateure durchgeführt haben. Dieser Prozess wäre jedoch undenkbar gewesen, hätten die Täter nicht auf alte Traditionen der Judenfeindschaft zurückgreifen können.

HEFT 15 / 2014

TEIL III

HOLOCAUST  
GEDENKTAG IM  
BUNDESHAUS  
BERN  
2011

## ANSPRACHEN IN BERN IM JANUAR 2011

BEGRÜSSUNGSWORTE VON  
BOTSCHAFTER GEORGES MARTIN

Wir sind zusammengekommen, um einen feierlichen Akt zu vollziehen: Die Auflösung des Vereins «Kontaktstelle für Überlebende des Holocaust», der in den 1990er Jahren in der Schweiz auf Initiative von Gábor Hirsch gegründet wurde.

Der Verein löst sich nun auf, wenngleich sich die Frauen und Männer der Kontaktstelle, ihre Partnerinnen und Partner, Angehörigen, Söhne und Töchter, weiterhin in einem informellen Rahmen treffen werden. Aber die Lebenserfahrung der leidgeprüften Menschen, die über viele Jahre in die Kontaktstelle eingebracht wurde, bleibt bestehen.

Denn aus dem Wirken der Kontaktstelle ist etwas Besonderes entstanden: eine Reihe von zwölf Memoirenheften. Dazu werden andere Redner noch einige Worte sagen.

Seit der Gründung der Kontaktstelle hat der Holocaust wie kaum ein anderes Thema Eingang in Erinnerungsbücher, Romane und wissenschaftliche Arbeiten gefunden. Und doch, sehr geehrte Damen und Herren, Ihr Leiden und das Ihrer Familien wirklich erfassen, kann kein Geschichtsbuch und auch kein Standardwerk über den Nationalsozialismus.

Deshalb ist es so bedeutsam, dass eine grosse Zahl von Ihnen die Kraft gefunden hat, Ihre schrecklichen Erfahrungen selbst schriftlich festzuhalten.

In der Kontaktstelle wurde seit längerem die Idee diskutiert, die Erinnerungen an die eigene Verfolgungsgeschichte zu Papier zu bringen. Herr Ivan Lefkovits war und ist hier die treibende Kraft. Gewiss, einzelne Berichte von in der Schweiz wohnhaften Überlebenden des Holocaust wurden schon veröffentlicht. Ich erinnere beispielsweise an die Memoiren von

Sigmund Toman, an das Buch von Nathalie Gelbart über ihren Grossvater Ruben, oder an diejenigen von Jerzy Czarnecki über das Schicksal seiner Familie während des Holocaust. Ein eindrücklicher Dokumentarfilm von Peter und Suzanne Scheiner beruht auf seiner Geschichte.

Es ging nun darum, alle Mitglieder der Kontaktstelle zu ermutigen, ihre Leidensgeschichte während der Verfolgung durch die Nazis und ihre Kollaborateure in einem Text festzuhalten.

Es ist für mich eine besondere Ehre, heute als Vertreter von Frau Bundespräsidentin Micheline Calmy-Rey einige Worte sprechen zu dürfen.

Botschafter Alexandre Fasel leistete durch sein grosses Engagement entscheidende Pionierarbeit. Er knüpfte die ersten Kontakte mit Professor Lefkovits und durfte vor den Mitgliedern der Kontaktstelle einen Vortrag halten. Er wird später zu uns stossen. Nach Botschafter Fasel fand das Memoirenprojekt in Botschafter Jacques Pitteloud, meinem Vorgänger, einen interessierten und von diesem Projekt überzeugten Gesprächspartner im EDA.

Ein besonderer Dank gebührt auch Frau alt Bundespräsidentin Ruth Dreifuss, die uns mit ihrer Anwesenheit beehrt und auch einige Worte an uns richten wird.

Heute kommen die Aktivitäten der Kontaktstelle für Überlebende des Holocaust in ihrer bisherigen Form zu einem Ende. Die Geschichte dieser Frauen und Männer aber, die trotz vieler leidvoller Erfahrungen die Kontaktstelle mit ihrer Lebendigkeit erfüllten, bleibt uns durch diese so schön und ansprechend gestalteten Memoirenhefte erhalten. Mögen sie dazu beitragen, unsere Welt menschlicher und menschenfreundlicher zu gestalten.

GEORGES MARTIN

Chef Politisches Sekretariat des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA), Januar 2011.

Leiter der Schweizer Delegation bei der IHRA.

Bern, 27. Januar 2011.

RUTH DREIFUSS  
BUNDESRÄTIN VON 1993 BIS 2002  
BUNDESPRÄSIDENTIN 1999

---

Diesen Anlass mit Ihnen gemeinsam zu begehen weckt in mir tiefe Emotionen. Heute trauern wir nicht nur um die Ermordeten und erinnern uns an ihr schreckliches Schicksal. Dieser Festakt soll auch den Triumph des Lebens über den Tod würdigen. Denn Sie, Überlebende der Schoah, können trotz des Grauens, das Sie durchleiden mussten, und das bis in die Gegenwart seine Schatten wirft, auch als Sieger bezeichnet werden.

Sie waren einem Feind ausgeliefert, der Sie nicht nur töten, Sie und Ihre gesamten Familien nicht nur ausrotten und physisch vernichten wollte, sondern Ihnen mit der Ideologie eines mörderischen Antisemitismus auch jegliche Menschlichkeit absprach. Gerade diese Menschlichkeit aber haben Sie während der Verfolgung und in der Zeit danach bewahren können.

Wer diese Texte liest, erfährt wie Sie als Kinder und Jugendliche dennoch die Fähigkeiten zu lieben und zu lernen, zu trauern und zu vertrauen erhalten haben. Dies verdanken Sie gerade auch der Liebe und Hingabe ihrer Familien während der Verfolgung.

Nach der Befreiung fanden Sie die Kraft, sich zurück in die menschliche Gesellschaft zu begeben. Auch verwirklichten Sie Ihre Berufswünsche und Ihre Vorstellungen von einem sinnvollen Leben, das auch der Allgemeinheit dienen sollte.

Ein manifester Sieg über Zerstörung und Vernichtung stellen zweifelsohne Ihre eigenen, neuen Familien dar. Sie haben wieder gelernt zu lieben und geliebt zu werden.

Und jetzt haben Sie Zeugnis abgegeben, über Ihr Leben während der Verfolgung durch das nationalsozialistische Regime. Ihr Manifest kam spät. Lange wollten Sie wahrscheinlich Ihre Ehepartner, Kinder und Freunde schonen. Das Erlebte erschien so unvorstellbar grausam, es war für Sie immer noch so schmerzlich, dass eine Vermittlung durch Worte

undenkbar schien. Manche von Ihnen quälte eine bleibende, tiefe, irrationale Überlebensschuld. Weshalb gelang es gerade Ihnen zu überleben, während Millionen anderer vergast, erschossen oder zu Tode gepeinigt wurden? Die Öffentlichkeit wollte lange Zeit Ihre Berichte aus einer Epoche des Unheils auch gar nicht zur Kenntnis nehmen.

Viele von Ihnen haben erst im hohen Alter erzählt, was Ihnen, Ihrer Familie, Ihren Gemeinden und Ihrem Volk angetan worden ist. Damit haben Sie einen weiteren Sieg errungen: ein Sieg über die quälende Erinnerung an die kaum vorstellbaren Verbrechen, die Menschen anderen Menschen in Europa vor wenigen Jahrzehnten angetan haben.

Sie haben die Kraft aufgebracht, sich nicht nur zu erinnern, sondern die Erinnerung weiterzugeben. Sie haben schriftlich Zeugnis abgelegt und damit verhindert, dass die Nachwelt vergisst, zu welchen extremen Folgen Rassismus und der kultivierte Hass gegen Minderheiten führen kann.

Ich bin überzeugt, dass ohne die liebevolle Unterstützung Ihrer Lebenspartner und Kinder viele der nun vorliegenden Memoiren nicht entstanden wären.

Sie wurden auch von Ihren Schicksalsgenossen unterstützt, die sich in der Kontaktstelle für Überlebende des Holocaust in der Schweiz zusammengefunden haben. Der Verein wird heute aufgelöst, weil Sie ihn selber, als einen bewussten Akt auflösen wollen. Ihre Organisation soll nicht durch den natürlichen Tod der Mitglieder verschwinden, Sie wollen Ihr Schicksal auch in diesem Aspekt selbst bestimmen.

Wertvolle Mitarbeit für Ihr Vorhaben kam auch von professioneller Seite: Historiker, Archivare und Graphiker ermöglichten es, dass wir heute diese sorgfältig edierten Erinnerungsschriften zur Verfügung haben.

Dieses Memoiren-Projekt wurde auch von offizieller Seite gefördert. An dieser Stelle sind das Eidgenössische Departement des Äusseren und die Konferenz der Erziehungsdirektoren zu nennen. Die Schulbehörden sind in besonderer Weise dazu aufgerufen, dass diese Texte bei der jungen Generation eine breite Leserschaft finden. Es ist wichtig, dass diese Zeug-

nisse in grosser Auflage zugänglich gemacht werden. In Ihren Erinnerungsschriften haben Sie uns ein dauerhaftes Vermächtnis hinterlassen.

Allen Beteiligten möchte ich meine tiefe Dankbarkeit aussprechen. Im Gedenken an die Ermordeten und das erlittene Unrecht; in Anerkennung für den Mut und die Menschlichkeit der überlebenden Opfer; als Mahnung gegen den Hass.

RUTH DREIFUSS

Bündesrätin von 1993 bis 2002, Bundespräsidentin 1999.

Bern, 27. Januar 2011.

IVAN LEFKOVITS  
 ÜBERLEBENDER DES HOLOCAUST

---

Meine Rolle an diesem feierlichen Anlass ist es, einige Verknüpfungen herzustellen und aufzuzeigen. Verknüpfungen zwischen der Kontaktstelle und der schweizerischen Eidgenossenschaft, zwischen den Zeitzeugen des Holocaust und den nachkommenden Generationen, zwischen Menschen und Menschen.

Vor mir liegt die Gründungsnummer der Memoirenreihe mit interessanten Beiträgen – so unter vielen anderen von Jacques Picard, Jacques Pitteloud und François Wisard. Zum ersten Mal sind wir – die Mitglieder der Kontaktstelle – nicht unter uns, aber in einem anderen Milieu, einem andersartigen Milieu, und wir können uns überlegen, was es bedeutet, hier in diesem feierlichen Ambiente empfangen zu werden. Wir sollten für eine Weile innehalten und nachsinnen, wie sich die Zeiten geändert haben, wie sich unsere Umgebung verändert hat, und wie wir uns geändert haben.

Ich habe ein Thema gewählt, für das ich einen ungewöhnlichen Begriff verwenden möchte: «gefühlter Antisemitismus». Es ist ein zweckfremdeter Begriff, den ich mir aus der Meteorologie ausgeliehen habe.

Bei der Wettervorhersage spricht man oft über die «gefühlte Temperatur», «gefühlte Kälte». «Die gefühlte Temperatur drückt aus, wie ein Mensch die Temperatur in seiner Umgebung wahrnimmt». Bei minus zwei Grad und Nordwind der Stärke 3 fühlen wir subjektiv eine wesentlich tiefere Temperatur. Objektiv mag die Kälte minus zwei Grad betragen, subjektiv fühlen wir minus zwölf. Und bei gesättigter Feuchtigkeit schlottern wir vor Kälte noch mehr.

Viele von uns sind zwar gegen die «gefühlte Kälte» abgehärtet oder ziehen einen warmen Pullover an, aber gegen den «gefühlten Antisemitismus» sind wir oft nicht gewappnet. Wir sind empfindlich, vielleicht sogar überempfindlich. Die Physiologie des Körpers ist eine Sache, die

Psychologie unserer Seele eine andere. Ich will keineswegs vorschlagen, dass wir uns gegen Antisemitismus abhärten sollten, vielmehr sollten wir uns bewusst sein, dass ein und das gleiche Ereignis auf jeden von uns anders wirkt – anders wenn die Sonne scheint, und anders wenn der Wind bläst.

In den mehr als vierzig Jahren in der Schweiz habe ich nur einen einzigen antisemitischen Akt mir gegenüber erlebt. Der hier anwesende Jake Fersztand war mit dabei. Die Geschichte werde ich hier nicht erzählen, aber eines will ich reflektieren. Ich habe Anzeige erstattet und ging vor Gericht. Es war etwas Handfestes, und das kann ich bewältigen, damit kann ich umgehen. Aber wenn jemand eine Bemerkung fallen lässt «das kannst Du in Israel machen, aber nicht hier», dann entspricht meine Empfindung dem oben beschriebenen «gefühlten Antisemitismus».

Flüchtlinge die in den späten vierziger Jahren in die Schweiz kamen, erlebten oft einen unverhüllten Antisemitismus. Die sechsendenfünfziger Immigranten haben es besser gehabt, und die achtundsechziger kamen in eine gänzlich veränderte Schweiz.

Gábor Hirsch – ein Auschwitz-Überlebender – hat es vor gut fünfzehn Jahren gewagt, eine Kontaktstelle für Holocaustüberlebende zu schaffen. Das Schicksal hat uns zusammengeführt, und es entstand ein lebendiger Organismus. Die Mitglieder haben sich gegenseitig wahrgenommen, und der Verein wurde auch von der Aussenwelt wahrgenommen. Die Mitglieder wollten unter sich freimütig über die Vergangenheit (und die Gegenwart) reden, aber allmählich (eigentlich erst, als sich unsere Reihen angefangen haben zu lichten) kam die Erkenntnis auf, dass wir die Bühne nicht wortlos verlassen sollten. Als einer der jüngsten Überlebenden von Ravensbrück und Bergen-Belsen, konnte ich einige Mitglieder und Freunde für ein Memoirenprojekt animieren. Der Vorstand hat sich mit dem Projekt voll identifiziert, und wir haben es gewagt. Hier ist das Ergebnis: Zwölf Hefte, zwölf Geschichten. Es sind keine «Gute-Nacht-Geschichten». Aber es sind unsere Überlebensgeschichten. Sie berichten davon, wie wir der mörderischen Vernichtungsmaschinerie Nazi-

deutschlands entkommen sind. Als ich kürzlich jemanden sagte, unser Überleben stellten «Durchschnittsgeschichten» dar, hat er mich korrigiert, nein nein «das sind Ausnahmegeschichten», weil die Durchschnittsgeschichten im Massengrab endeten.

Ich will die Details der Wegfindung hier nicht erörtern – es würde den Rahmen meiner Ansprache sprengen –, aber ich verweise auf die Gründungsnummer. Obwohl dort alle Verdankungen aufgeführt sind, darf ich in diesem feierlichen Rahmen nicht unerwähnt lassen, dass wir ohne die grosszügige Unterstützung des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten das Projekt nicht hätten verwirklichen können. Vom EDA seien an dieser Stelle die Herren Jacques Pitteloud, François Wisard, Georges Martin, und Claude Altermatt erwähnt. Es sind viele weitere Institutionen und Personen zu nennen, ohne die das Projekt zum Scheitern verurteilt gewesen wäre: im Speziellen Jacques Picard vom Institut für Jüdische Studien der Universität Basel, Martin Sommer und Christine Jungo von der Schule für Gestaltung, Lektorinnen und Lektorinnen Tanja Hammel, Deborah Freiburghaus, Martina Walser, Lea Bloch, Stefan Roser, Melissa Detling, Zamira Angst, Linda Mülli. Nicht zuletzt kam uns die finanzielle Zuwendung der Eheleute Eytan zugute.

Zum Schluss komme ich noch einmal auf den Begriff des «gefühlten Antisemitismus» zurück. Es ist zwar eine subjektive Empfindung, aber gleichzeitig ist sie für den Betroffenen echt. Ich fühle es, also es gibt ihn. Aber wenn dem so ist, und wir uns durch unsere Empfindungen sensibel leiten lassen, dann müssen wir auch das Umgekehrte erkennen – eine Situation der Empathie, die wir hier am Tag des Holocaustgedenktales erleben – eine Schweiz, die unsere Gefühle teilt. Welches Land, welche Regierung, welche Institution hätte die Grosszügigkeit, einen Verein, der bis zum letzten Atemzug für das Menschliche einsteht, bei seiner Auflösung so zu verabschieden, wie es hier und jetzt geschieht?

Frau alt Bundesrätin Dreifuss hat die Schirmherrschaft für diesen Anlass übernommen. Wir bedanken uns für alles was Sie und die offi-

elle Schweiz für uns und für unsere Anliegen getan haben und noch immer tun. Wir haben für Sie, verehrte Frau Dreifuss, kein adäquateres Geschenk finden können, als eben die kleine Sammlung der Holocausthefte. Ich übergebe sie Ihnen nicht nur im Namen der zwölf Autoren, sondern auch im Namen aller Mitglieder der Kontaktstelle.

IVAN LEFKOVITS

Mitglied des Vorstandes der Kontaktstelle für Holocaustüberlebende.

Bern, 27. Januar 2011.

FRANÇOIS WISARD

LEITER HISTORISCHER DIENST EDA

---

«1997 verstärkten sich die Diskussionen über die [...] Überlebenden des Holocaust. Leider wurden diese Gespräche über uns, aber ohne uns geführt». Mit diesen Worten hat Herr Gábor Hirsch 1999 die Entstehungsgeschichte der Kontaktstelle beschrieben. Diese Worte haben mich damals sehr berührt, und sie berühren mich noch heute.

Dies umso mehr, als ich gerade im Jahre 1997 angefangen habe, im EDA als Historiker zu arbeiten und seither kaum ein Monat vergangen ist, in dem ich mich nicht mit dem Thema «Schweiz-Zweiter Weltkrieg» beschäftigt habe.

Spätestens seit dem Beginn des Projekts der Memoirenhefte im Jahre 2008 sprechen wir im EDA mit Ihnen.

Aber noch wichtiger, und für uns im EDA war dies der ausschlaggebende Grund für eine vorbehaltlose Unterstützung dieses Projektes: Sie sprechen, Sie schreiben in Ihrer eigenen Form und mit Ihren eigenen Worten über all das Schreckliche, all das, was Sie und Ihre Familie durchgemacht haben, all das, was unvorstellbar ist – unvorstellbar zumindest für alle, die nach dem Holocaust geboren wurden.

Mit dem Projekt der Memoirenhefte ist es nicht die offizielle Schweiz, sind es nicht Historiker oder Journalisten, die Ihnen bestimmte Fragen stellen und mehr über Ihr Leben und Überleben wissen möchten, oder Sie sogar für gewisse Ziele instrumentalisieren wollen. Es war Ihr eigener Wille sich Ihrer Geschichte zu stellen, und diese in der von Ihnen gewünschten Form für die Nachwelt festzuhalten.

Sie haben sich in der Kontaktstelle für dieses Projekt entschieden – wie Sie sich auch für die Auflösung Ihres Vereins entschieden haben. Für beide Schritte haben Sie die Unterstützung des EDA gewünscht. In beiden Fällen haben wir ohne zu zögern «ja, selbstverständlich» geantwortet.

Wir sind froh und stolz, Sie zusammen mit den Lektorinnen und Lektoren, Layout-Experten und weiteren beteiligten Personen in Ihrem

Projekt unterstützen zu dürfen. Aber am wichtigsten ist, dass Sie selbst allen Grund haben über die zwölf Memoirenhefte stolz zu sein, und darüber hinaus auf die Tatsache, dass noch weitere Manuskripte vorhanden sind. Für diese noch unveröffentlichten Manuskripte werden wir zweifellos eine für alle Beteiligten zufriedenstellende Lösung finden. Auch dafür werden wir uns einsetzen.

Mehrere von Ihnen haben zudem über viele Jahre hinweg mündlich Ihre Memoiren mit Schülerinnen und Schülern geteilt. Auf dieses wertvolle Engagement, das Sie in den Schulen geleistet haben, können Sie auch sehr stolz sein.

Hier in diesem Saal haben wir den Herren Ivan Lefkovits, Gábor Hirsch und Jake Fersztand, die in der Slowakei, in Ungarn und in Polen ihre Kindheit verbracht haben, mit Betroffenheit zugehört. In den Memoirenheften äussern sich noch weitere Überlebende, die in Prag, in Berlin und andernorts ihre ersten Lebensjahre verbracht haben.

Selbstverständlich könnten wir auch über diese einzelnen Schicksale viel sagen und schreiben, Vergleiche setzen, Kommentare machen. Das wird wahrscheinlich auch gemacht. Noch Jahrzehnte nach Ihrem «letzten Atemzug» werden «über Sie Gespräche geführt» werden.

Heute, am Holocaust Gedenktag, wird überall viel über «lessons to learn» or «lessons learned» gesprochen. Das werde ich nicht tun, und ich werde auch nicht berichten, was in der Schweiz an pädagogischer Arbeit geleistet wurde oder noch zu tun wäre. Hier und heute scheint es mir nicht das Wichtigste zu sein.

Professor Ivan Lefkovits, der – sei es mündlich, sei es schriftlich – immer die treffenden Worte findet, hat in der Gründungsnummer der Memoirenreihe geschrieben: «Es wäre anmassend zu glauben, dass wir mit unseren Aussagen die Welt aufrütteln und verändern können. Und es ist auch nicht wichtig, ob diese Aufzeichnungen von zehn Menschen oder zehntausenden Menschen gelesen werden».

Hier und heute, liegt meines Erachtens das Wichtigste darin, dass Sie das Wort haben, und dass Sie nicht grosse und lange Reden erdulden

müssen. Deswegen werde ich nur noch mein vorherrschendes Gefühl zum Ausdruck bringen. Dieses Gefühl heisst Respekt.

Am Ende seiner Memoiren gibt ein Autor diese Empfehlung: «Wir müssen von uns ‚alles geben‘ und jetzt wird sich die allerletzte Gelegenheit bieten, auch wirklich alles zu tun». Ja, «wir müssen alles von uns geben», schreiben Sie.

In Ihrem ganzen Leben haben Sie schon viel mehr als die übrigen Menschen hergegeben. Familienangehörige, Freunde, Bekannte haben Sie verloren, haben Sie hergeben mussten.

Häuser, Wohnungen, das Land Ihrer Kindheit haben Sie verlassen. Und nicht zu sprechen von all den Dingen, die sehr viele von Ihnen während ihrer Zeit in den Lagern hergeben müssen.

Auch nach dem Krieg haben Sie viel gegeben, jedoch in einer anderen Art: Viel Liebe für Ihre Ehepartner, Ihre Kinder und Enkel. Auch diese Erfahrungen belegt die Lektüre der Memoiren eindrücklich. Beeindruckend ist auch, wie viel Geduld und Zeit Sie für Ihre Freunde zur Verfügung stellten. Als ob all das nicht genug gewesen wäre, haben Sie erzählt, haben Sie Ihre Aufzeichnungen auf Papier gebracht. Viele taten dies sogar zum ersten Mal.

Ehrlich gesagt, bin ich nicht sicher, dass unter den weiteren Anwesenden viele mit denselben Erlebnissen wie Sie noch den Mut gehabt hätten, darüber zu sprechen. Ich selbst sehr wahrscheinlich nicht. Diesen Mut haben Sie gehabt.

Sie sind gerade auch aus diesem Grund für uns ein Vorbild.

Dafür danken wir Ihnen, und mögen Sie unsere besten Wünsche bei Ihren nächsten Treffen begleiten.

FRANÇOIS WISARD

Chef Historischer Dienst des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA), Januar 2011.

Schweizer Vertreter in der Memorials Working Group der IHRA.

Bern, 27. Januar 2011.

Anreise der  
Kontaktstelle-  
Mitglieder nach  
Bern: Vera und  
Alexander Gordon;  
Peter und  
Henrietta Lebovic;  
Jake Fersztand  
und Christa  
Markovits.



Ankunft am  
Bundesplatz in  
Bern.





Beim Betreten  
des Bundeshauses  
und während  
des feierlichen  
Anlasses.



Begrüßungsworte  
 durch Botschafter  
 Georges Martin  
 und weitere Rede:  
 alt Bundes-  
 präsidentin Ruth  
 Dreifuss; Prof.  
 Ivan Lefkovits.





Dr. Bernard Wicht;  
Herr Gábor Hirsch;  
Herr Jake Fersztand.



&gt;

Dr. François  
Wisard;  
Dr. Claude  
Altermatt;  
alt Bundespräsi-  
dentin Ruth  
Dreifuss bei der  
Entgegennahme  
des Schubers  
mit den  
Holocaust-Heften  
(1–12).



&gt;&gt;

Prof. Ivan Lefkovits  
überreicht alt  
Bundespräsidentin  
Ruth Dreifuss  
den Schubers  
mit den Holocaust-  
Heften (1–12).









Gespannt lauschen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer den musikalischen Darbietungen von Mark Varshavsky.



Überreichung der  
Gedenkmedaillen  
(vgl. S. 22)

durch alt Bundes-  
präsidentin  
Ruth Dreifuss  
und Prof.  
Ivan Lefkovits.

Hier an Autor-  
innen und Autoren:  
Betty Brenner

(ihr Mann Ernst  
ist kurz nach  
Abgabe des  
Manuskripts ver-  
storben); Nina  
und Wilhelm Pelc  
(Nina veröffent-  
lichte unter

ihrem Mädchen-  
namen Weilová);

Eva Halter-  
Arend (Tochter  
der verstorbenen  
Hana und  
Hanus Arend);  
Peter Lebovic.





Ursula Nyirö (ihr Mann Gábor ist kurz vorher verstorben) in Begleitung von Christa Markovits; Jake und Erika Fersztand; Klaus Appel; Gábor Hirsch.





Alt Bundespräsidentin  
Ruth Dreifuss bedankt sich  
bei Alexander Gordon.



Alt Bundespräsidentin  
Ruth Dreifuss bedankt sich  
bei Ivan Lefkovits für die  
Idee und die Umsetzung der  
Holocaust-Hefte.

Vera Gordon;  
 Judith Schlesinger;  
 Pavel Weil;  
 Ursula Nyirö.





Sigmund Baumöhl  
mit seiner Frau  
Ursula Scheidegger;  
Vojka Krecic mit  
Tochter; Eva Soykova  
und Wilhelm Pelc;  
Manfred Rosner und  
im Vordergrund  
Arnost und Judith  
Schlesinger.



&gt;

Peter Lebovic;  
Robert  
Schönhauser;  
Pavel Weil.



&gt;&gt;

Beim abschliessen-  
den Apéro:  
Jake Fersztand  
und Dr. Claude  
Altermatt;  
Alex Dreifuss.







Angeregte Diskussionen  
mit Jake Fersztand.



Verdiente Pause für  
Ivan Lefkovits.





<  
Entspannende  
und lockere  
Diskussionen beim  
Apéro mit  
Helena Mechner;  
Shlomo Graber;  
Gábor Hirsch.



<<  
Eva Halter-Arend  
und Peter Lebovic.

&gt;

Momentaufnahmen vom  
Apéro mit  
Manfred Rosner;  
Veronika Klingler;  
Vojka Krecic.



&gt;&gt;

Sigmund Baumöhl  
und  
Alexander Gordon.





TEIL IV

PRIVATES  
UND  
ÖFFENTLICHES  
ERINNERN

PRIVATES UND ÖFFENTLICHES ERINNERN:  
DIE KONTAKTSTELLE UND DIE MEMOIREN VON  
HOLOCAUST-ÜBERLEBENDEN IN DER SCHWEIZ

---

Die Memoiren meines Vaters sind als posthume Publikation im Heft 13 dieser Reihe veröffentlicht worden. Ich hatte das Privileg seinen Band edieren zu dürfen und auch bei der Herausgabe der Hefte 14 und 15 sowie des Abschlussbandes mitwirken zu können.

Dieser Beitrag reflektiert die Bedeutung der Kontaktstelle für die Erinnerung an den Holocaust im privaten und im öffentlichen Raum der Schweiz. Der Text beruht sowohl auf einer historischen Analyse der Rolle des Vereins für den Diskurs über den Genozid an den Juden, als auch auf den persönlichen Erfahrungen eines Angehörigen der «Zweiten Generation».

Mein Vater hat wie die meisten Überlebenden erst sehr spät in seinem Leben über die Zeit der Verfolgung im Zweiten Weltkrieg zu sprechen begonnen. Seine nun veröffentlichte Erinnerungsschrift verfasste er in den letzten Lebensjahren. Ein öffentlicher Auftritt als Zeitzeuge erfolgte erst 2006.

Anlässlich des Holocaustgedenktes vom 27. Januar im Archiv für Zeitgeschichte führte ich Begegnungen von Maturanden mit Zeitzeugen durch. Nachdem er früher nur bruchstückhaft aus seinem Leben während des Holocaust erzählt hatte, fand er mit 80 Jahren eine Möglichkeit, seine Geschichte als ein eigenes, kohärentes Narrativ weiterzugeben.

In groben Zügen kannte ich seine Geschichte bereits. Denn auch wenn er nicht umfassend über die Kriegsjahre berichtet hatte, war sein schreckliches Schicksal zwischen 1939 und 1945, das so krass mit der Schweizer Wirklichkeit in der wir lebten, kontrastierte ständig präsent. Ortsnamen wie «Auschwitz», «Buchenwald», «Theresienstadt» und «Treblinka» sowie Begriffe wie «Deportation», «Ghetto» und «Wiedergutmachung» waren von Anfang an Teil unseres Alltags.

«HOLOCAUST»:  
EIN BEGRIFF FÜR DAS SCHWER FASSBARE

---

In den 1970iger Jahren gab es jedoch in meinem Umfeld noch keine allgemein geläufige Begrifflichkeit für die Verbrechen, die an den europäischen Juden verübt worden waren. Der heute so gängige Begriff «Holocaust» trat auch bei mir erst mit der legendären gleichnamigen Serie 1979 ins Bewusstsein. Ich erinnere mich noch, wie mein Vater nach wenigen Minuten das Fernsehzimmer verliess, während der Rest der Familie das Drama einer jüdischen Familie im Machtbereich des nationalsozialistischen Deutschlands verfolgte, von dem wir ahnten, dass es bei aller Vereinfachung doch mit unserem Schicksal verbunden war.

Es war der Beginn eines Erkenntnisprozesses, dass fehlende Grosseltern, Tanten und Onkel sowie gänzlich vernichtete materielle Lebenswelten, nicht nur einen selbst und ein paar Personen im familiären Umfeld betrafen, sondern weite Teile des europäischen Judentums. Die vordergründig heile schweizerisch-jüdische Welt stellte die Ausnahme dar. Geschichten von Flucht und Verfolgung, wie sie mir von Kindheit an vertraut waren, prägten das europäisch-jüdische Leben in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Damit aber die Holocaustüberlebenden in der Schweiz die Kraft und das Selbstvertrauen zugunsten eines kollektiven Engagements zur Bewältigung ihres Schicksals und zur Weitergabe ihrer (Über-)Lebensgeschichten fanden, mussten noch viele Jahre vergehen. Während sich in den USA und in Israel bereits Selbsthilfegruppen für die Kinder der «Zweiten Generation» bildeten, blieben die Schweizer Überlebenden noch in den 1980er Jahren weiterhin ohne die Möglichkeit sich für ihre Bedürfnisse gemeinschaftlich einzusetzen. Verschiedene Faktoren ermöglichten Mitte der 1990iger Jahre die Gründung der Kontaktstelle. Entscheidend dürfte die verstärkte Bereitschaft zahlreicher Betroffener gewesen sein, sich ihrer eigenen Geschichte zu stellen. Viele Überlebende waren nun in der Lage, sich auch als Teil einer Gruppe zu betrachten und sich mit an-

deren Schicksalsgefährten über diese einmalige historische Erfahrung von Ausgrenzung, Vernichtung und Überlebenswillen auszutauschen.

## ÖFFNUNG DER GESELLSCHAFT UND DEBATTE «SCHWEIZ – ZWEITER WELTKRIEG»

---

Aber auch gesamtgesellschaftliche Entwicklungen haben nicht unwesentlich die Gründung der Selbsthilfegruppe 1995 beeinflusst. Im Kontext einer sich öffnenden, zunehmend individualisierten Gesellschaft mit ihren zahlreichen Emanzipationsbewegungen wurde es möglich, dass auch so «fremde» und verstörende Geschichten wie diejenigen der Holocaustüberlebenden ihren Platz in öffentlichen Diskursen finden konnten. Über seine persönliche Verfolgung und die daraus folgende Leidensgeschichte sprechen und allenfalls auch schreiben zu können, wurde nicht mehr als Anmassung betrachtet, sondern als legitime Form der Selbstdarstellung und der bewussten positiven Aneignung des eigenen Schicksals.

Darüberhinaus war die zweite Hälfte der 1990er Jahre durch eine verstärkte Debatte um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg und ihre Flüchtlingspolitik gegenüber den Juden geprägt. Dies waren Themen, die die Holocaustüberlebenden prominent betrafen, so dass manche von ihnen sich veranlasst sahen, aus der Anonymität herauszutreten und ihre spezifische Version der Geschichte selbstbewusst öffentlich zu vertreten.

## HILFE UND DISTANZ: HOLOCAUST-ÜBERLEBENDE UND DAS SCHWEIZER JUDENTUM

---

Die Kontaktgruppe muss auch als Teil der sich diversifizierenden jüdischen «Landschaft» der Schweiz gesehen werden. Fast alle Holocaustüberlebenden in der Schweiz wurden als Jude oder Jüdin geboren. Doch fand nur ein Teil von ihnen Zugang zu den etablierten jüdischen Gemeinden. Manche Überlebende hatten während der Verfolgungszeit den

Bezug zur jüdischen Religionspraxis verloren. So wurden die Eltern und die Schwester meines Vaters am Tag nach Jom Kippur 1942 in das Vernichtungslager Treblinka deportiert. Er erinnerte sich Zeit seines Lebens mit bitterer Ironie an den Umstand, dass die Familie an diesem Feiertag noch gefastet hatte. Er hielt sich fortan nie mehr an dieses Gebot. Andere verdrängten lange Jahre gänzlich ihre jüdische Herkunft, um sich und ihre Familien vor möglichen weiteren Verfolgungen zu schützen.

Zudem wollten auch die meisten helvetischen Glaubensgenossen lange Jahre nicht wirklich konkret hören, was Juden auf der anderen Seite der Grenze erdulden mussten. Die meist mittellosen Flüchtlinge erfuhren zwar häufig eine recht grosszügige materielle Unterstützung durch jüdische Hilfsorganisationen. Doch diese Abhängigkeit konnte auch ein Gefühl von Duldung und Minderwertigkeit hervorrufen, an das man sich nur ungern erinnerte.

So erstaunt nicht, dass die Kontaktstelle für ihre Treffen meistens die Gastfreundschaft der ebenfalls «nicht-konformen», 1978 gegründeten jüdischen Reformgemeinde Zürichs «Or Chadasch» erfahren durfte. Die relativ kleine «Or Chadasch» stellte der Selbsthilfegruppe ihre Räumlichkeiten gratis zur Verfügung, während die etablierte Israelitische Cultusgemeinde Zürich (ICZ) für die Nutzung ihrer Infrastruktur eine Entschädigung erwartete. Von den Gründungsmitgliedern der Kontaktstelle wurde diese Forderung als fehlende Empathie für ihre spezifischen Bedürfnisse als weitgehend mittellose Selbsthilfegruppe wahrgenommen.

Als der Verein sich 1995 bildete, dürften noch weit über hundert Holocaustüberlebende in der Schweiz gelebt haben. Zu den ersten Sitzungen kamen jeweils ein paar Dutzend Personen. Ein Grossteil der Überlebenden hielt sich von den Aktivitäten der Gruppe weiterhin fern. Darunter war auch mein Vater, der zwar «Aktivisten» kannte, der aber eine institutionalisierte Begegnung mit andern Leidensgenossen scheute. War die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte schon schwierig genug, konnte eine Konfrontation mit fremdem und doch vertrautem Leiden noch unerträglicher erscheinen.

## FORMELLE UND INFORMELLE PSYCHOLOGISCHE BETREUUNG

---

Tatsächlich waren die Treffen häufig nicht spannungsfrei, da mancher Anwesende sich damit schwer tat, dass er die Zeit und die Aufmerksamkeit mit anderen Schicksalsgenossen teilen musste. Auch wenn viele Holocaustüberlebende in der Schweiz ein beruflich erfolgreiches und sozial integriertes Leben führten, hatten doch die meisten seelische Verletzungen erfahren, die gerade auch mit fortschreitendem Alter sichtbar wurden. Die Frage nach der Bereitstellung einer spezifischen professionellen psychologischen Betreuung wurde durch das Bestehen der Kontaktstelle evident und relevant. Während in Israel und in Ländern mit grossen jüdischen Gemeinschaften bereits seit längerem spezifische Hilfsangebote für Holocaustüberlebende vorhanden waren, fehlten diese bis anhin in der Schweiz fast vollständig. Der Verband Schweizerisch Jüdischer Flüchtlingshilfen/Fürsorgen (VSJF) hatte sich zwar seit dem Zweiten Weltkrieg unermüdlich für die materiellen Bedürfnisse der einzelnen Überlebenden in der Schweiz eingesetzt, doch für spezifisch psychotherapeutische Bedürfnisse existierte bis in die 1990er Jahre kein institutioneller Rahmen. Einzig in der Region Basel war in den 80ern Jahren mit «Kinder des Holocaust» eine kleine Selbsthilfegruppe der «Zweiten Generation» vorübergehend aktiv.

Um diesen Mangel zu beheben, bildete sich 1998 die Organisation «Tamach» – Psychosoziale Beratungsstelle für Holocaust-Überlebende und ihre Angehörigen in der Schweiz. Tamach versuchte im Bereich der psychologischen Betreuung die spezifischen Bedürfnisse von Familien Holocaustüberlebender anzugehen und war an den Treffen der Kontaktstelle präsent. Eine engere Kooperation zwischen der Beratungsstelle und der Kontaktstelle ergab sich jedoch nicht. Tamach beendete 2013 ihre Aktivitäten.

Für die meisten Mitglieder stellten die Treffen der Kontaktstelle sicherlich eine wichtige Form der seelischen und inhaltlichen Auseinander-

setzung mit ihrer Geschichte dar. Wie Jake Fersztand in seiner Anrede anlässlich der «Schlussfeier» vom 27. Januar 2011 festhielt: «Für viele von uns war das die einzige Gelegenheit über das zu sprechen was wir sogar im Kreis unserer eigene Familie vermieden haben. Es schmerzt noch immer über diese Erlebnisse zu berichten. Aber bei unseren Zusammenkünften fiel es leichter, hier waren wir Menschen mit ähnlichen Erfahrungen. Mir ist es manchmal passiert, wenn ich über gewisse Ereignisse gefragt wurde, dass ich nicht weiter erzählen konnte. Wir tragen eine Last und geben diese – ob wir es wollen oder nicht – der zweiten und der dritten Generation weiter.» Aus diesen Zeilen spricht die grosse Einsamkeit, die manche Überlebende selbst im Familienkreise offenbar nicht überwinden konnten. Darüberhinaus wird hier auch ein Gefühl der Schuld erkennbar, ihren Nachkommen ein so grausames «Erbe» hinterlassen zu müssen. Gerade für engste Angehörige war es manchmal schwierig sich den Überlebensberichten, die so viel Gewalt und Leid enthielten, zu stellen.

Neben der Chance im Rahmen der Kontaktstelle selbstverständlich seine Geschichte während der nationalsozialistischen Verfolgung einbringen zu können, war es auch eine Möglichkeit mit Menschen, die einem durch ihre Vergangenheit «verwandt» waren, Momente der zwanglosen Geselligkeit geniessen zu können. Gerade da manche Überlebende ein eher distanziertes Verhältnis zum tradierten jüdischen Gemeindeleben hatten, konnte die Kontaktstelle auch als eine Art Ersatzgemeinde dienen. So gab es die Möglichkeit den Pessach-Sederabend gemeinsam zu verbringen, und die Mitglieder erhielten Glückwünsche zum jüdischen Neujahr.

Die Treffen waren aber auf Grund der dramatischen Geschichten jedes einzelnen Überlebenden nicht immer völlig konfliktfrei. Wie in jeder Gruppe gab es persönliche Spannungen und Konkurrenz. Begann jemand von seiner Erlebnissen zu berichten, wollten auch andere gleich ihr Schicksal erzählen. Auch existierte eine Art «Hierarchie des Leidens». Manche Überlebende hatten «nur» vor den Deutschen fliehen oder sich

verstecken müssen und hatten zusammen mit ihren Angehörigen überlebt. Manch andere mussten jedoch Monate oder gar Jahre unter erbärmlichsten Bedingungen in verschiedenen Lagern in unmittelbarer Nähe zu den Gaskammern und Krematorien verbringen, wo ihre Familien ermordet worden waren. Die sehr unterschiedliche Ausprägung der jeweiligen Verfolgungserfahrung zu akzeptieren und sich dennoch als Teil einer gemeinsamen Geschichte, als Überlebende des vom nationalsozialistischen Deutschland initiierten Völkermords zu betrachten, waren keine leichte Aufgabe für die Mitglieder der Kontaktstelle.

ZEITZEUGEN:  
(ÜBER-)LEBENSGESCHICHTEN FÜR DIE  
ÖFFENTLICHKEIT

---

Für viele Überlebende wurde das Weitergeben ihrer Geschichte zu einem vordringlichen Anliegen. Die Debatte «Schweiz – Zweiter Weltkrieg», die in den Medien und auch in der Geschichtswissenschaft kurz nach der Gründung der Kontaktstelle einsetzte, verstärkte das Bedürfnis eine authentische Version der eigenen Erfahrungen im Holocaust bekannt zu machen. Gábor Hirsch hielt dieses Bemühen nicht einfach «Objekt» eines Diskurses zu sein, sondern sich selbst aktiv zum «Subjekt» der eigenen Geschichtserzählung zu machen, in folgenden Worten fest: «1997 verstärkten sich die Diskussionen über die (...) Überlebenden des Holocaust. Leider wurden diese Gespräche über uns, aber ohne uns geführt.»

Dank dem Engagement einzelner «Aktivisten» der Kontaktstelle gelang es, dass die Holocaustüberlebenden in der Schweiz zu Stimmen in der Öffentlichkeit wurden, die Gehör fanden und ihre Geschichte vortragen konnten. Gerade Schulen und kirchliche Institutionen wurden gewahrt, dass auch in der «neutralen» Schweiz Menschen lebten, die unmittelbar den Völkermord an den Juden erlebt hatten. Im Kontext der Debatte «Schweiz-Zweiter Weltkrieg» wurden die Überlebenden zu Zeugen

des historischen Geschehens und widerlegten damit auch so unbeholfene Rechtfertigungsstrategien wie diejenige von Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz im Jahre 1996 mit seiner Aussage «Auschwitz liegt nicht in der Schweiz».

Es lebten Überlebende von Auschwitz in der Schweiz. Wie viele Menschen vor den Gaskammern von Birkenau und anderen deutschen Vernichtungslagern hätten gerettet werden können, wenn die damalige schweizerische Flüchtlingspolitik nicht von antisemitischen Überfremdungsängsten geleitet worden wäre, bleibt bis heute eine brisante Frage für das schweizerische Selbstverständnis als ein humanitären Werten verpflichtetes Gemeinwesen. Mit der Kontaktstelle wurde in gewisser Weise «Auschwitz» in der Schweiz sichtbar.

Das Bedürfnis zahlreicher Überlebender ihre Geschichte zu erzählen, stiess an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert auf eine erhöhte Bereitschaft von Schulen und Universitäten, sich diesen Zeugnissen zu stellen, und sie auch zu dokumentieren. Gerade einzelne engagierte Lehrpersonen an Mittel- und Hochschulen, die Geschichte unterrichteten, erkannten Qualität und Wirkung der sogenannten «Zeitzeugenbegegnungen». Es erfolgten auch Einladungen von jüdischen Gemeinden, die jetzt bereit waren, sich die Berichte über die Vernichtung ihrer Glaubensgenossen anzuhören.

Da die Veranstaltungen mit den Zeitzeugen teilweise öffentlich waren, wurden auch die Medien auf die Tatsache aufmerksam, dass in unserer Mitte Menschen lebten, die bemerkenswerte Erfahrungen zu berichten hatten, die weit über ihr gegenwärtiges Leben in der Schweiz hinauswiesen. Im Sammelband von Raphael Gross, Eva Lezzi und Marc R. Richter «*Eine Welt die ihre Wirklichkeit verloren hatte...*» *Jüdische Überlebende des Holocaust in der Schweiz*» wurden Schweizer Überlebensschicksale erstmals wissenschaftlich und publizistisch festgehalten. Die im Buch porträtierten Persönlichkeiten kamen aus dem Umfeld der Kontaktstelle. Es folgten weitere Memoiren einzelner Zeitzeugen, von denen wir eine Auswahl am Ende dieses Beitrags anfügen.

Jüdische Überlebende in der Schweiz erhielten Ende der 1990iger Jahre gerade dank dem Engagement von Mitgliedern der Kontaktstelle Gesicht und Stimme. Da sich die offizielle Schweiz und wichtige Banken im Kontext der sogenannten «Nachrichtenlosen Vermögen» gezwungen sahen, sich intensiver mit ihrer Verwicklung in den Holocaust beschäftigen zu müssen, erfuhren die jüdischen Zeitzeugen in der Schweiz nun auch Aufmerksamkeit von politisch und wirtschaftlich einflussreichen Institutionen. Mit dem Fonds zugunsten bedürftiger Opfer von Holocaust/Shoah engagierten sich schliesslich Schweizer Bankinstitute, die Schweizer Nationalbank sowie die Privatwirtschaft international für Überlebende der nationalsozialistischen Judenverfolgung.

#### DAS ERINNERN AN DEN HOLOCAUST: EIN INTERNATIONALES ANLIEGEN

---

Die internationale Dimension des Genozids an den Juden und das wachsende Bewusstsein, dass der Holocaust ein präzedenzloser Zivilisationsbruch darstellt, der längerfristig und nachhaltig durch die Politik reflektiert werden sollte, führte auch zu einer kontinuierlichen Zusammenarbeit der Kontaktstelle mit den Schweizer Bundesbehörden. Auf Initiative des damaligen schwedischen Ministerpräsidenten Göran Persson wurde 1998 die Task Force for International Cooperation on Holocaust Education, Remembrance and Research (ITF) gegründet, die sich seit 2013 International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA) nennt. Ziel dieser Institution ist es, ein Forum zu schaffen, wo Wissenschaftler, die sich mit Fragen des Holocaust beschäftigen, ihre Forschungsergebnisse gegenüber den Behörden darlegen können. Die heute mehr als 30 Mitgliedsländer sind dazu aufgerufen, sich für die Aufarbeitung der Verstrickung ihres Landes in den Genozid und eine angemessene Erinnerungskultur einzusetzen. Die Schweiz trat der ITF/IHRA 2004 bei.

Zentrales Anliegen der IHRA ist die Vermittlung des Wissens über den Holocaust an die kommenden Generationen. Zu diesem Zweck war

2005 die Einführung eines Internationalen Holocaust Gedenktages (27. Januar 1945, Befreiung von Auschwitz-Birkenau) durch die UNO ein wichtiger, symbolischer Schritt. Begegnungen mit Zeitzeugen stellen bisher auch in der Schweiz einen wesentlichen Anteil der Aktivitäten anlässlich dieses Gedenktages dar. Die Frage, wie das Vermitteln der Holocausterfahrung nach dem «Aussterben» der Zeitzeugen angegangen werden soll, ist ein zentrales Thema.

Da die Mitgliedsländer der IHRA regelmässig über ihr Engagement zugunsten der Erinnerungsarbeit und der Erforschung des Holocaust referieren müssen, wurde in der Schweiz eine Begleitgruppe geschaffen, die die eidgenössische Delegation vor den Treffen der IHRA über die verschiedenen Aktivitäten in diesen Bereichen informiert. Unter den beigezogenen Organisationen befindet sich auch die Kontaktstelle. Somit stehen seit rund einem Jahrzehnt Holocaustüberlebende in der Schweiz in stetigem Kontakt mit hochrangigen Vertretern der Schweizer Behörden. Die Eidgenossenschaft ist auf die Kooperation der Überlebenden angewiesen, wenn sie im Rahmen der IHRA über den Umgang des Landes mit dem Holocaust berichten will. Aus dieser Zusammenarbeit ist schliesslich die Reihe der Memoirenhefte entstanden. Der Empfang im Bundeshaus vom 27. Januar 2011 anlässlich der offiziellen Auflösung der Kontaktstelle als Verein symbolisiert diese neue Nähe zwischen den Holocaustüberlebenden und der Schweizer Regierung.

## ANERKENNUNG UND WÜRDIGUNG DURCH DIE OFFIZIELLE SCHWEIZ

---

Der erstaunliche Wandel von einer kleinen Selbsthilfegruppe am Rande der Gesellschaft zu einer von höchster Regierungsstelle gewürdigten Organisation ist an den Worten von Ivan Lefkovits am 27. Januar 2011 ablesbar:

«Zum ersten Mal sind wir – die Mitglieder der Kontaktstelle – nicht unter uns, aber in einem anderen Milieu, einem andersartigen Milieu,

und wir können uns überlegen, was es bedeutet, hier in diesem feierlichen Ambiente empfangen zu werden. Wir sollten für eine Weile innehalten und nachsinnen, wie sich die Zeiten geändert haben, wie sich unsere Umgebung verändert hat und wie wir uns geändert haben.» Wie nachhaltig das Wirken der Mitglieder der Kontaktstelle das Bewusstsein von Schweizerinnen und Schweizern in ihrer Wahrnehmung des Holocaust beeinflussen konnte, ist schwer einschätzbar. Doch dass diese kleine Organisation ein wichtiges Ziel erreicht hat, Überlebenden des Holocaust in der Schweiz Gesichter und Stimmen zu geben, ist unbestreitbar.

Dass die offizielle Schweiz den Opfern des Holocaust in ihrem Land im Rahmen der Kontaktstelle ihre Anerkennung zollt, ist dem Engagement von aussergewöhnlichen Frauen und Männer zu verdanken, die trotz schlimmster Erfahrungen immer wieder den Dialog mit ihren Mitmenschen gesucht haben. Auch wenn manche von ihnen in der Schweiz kein einfaches Leben hatten, sind ihre Erinnerungen meist von einer grossen Dankbarkeit gegenüber ihrer neuen Heimat geprägt. Vor dem Hintergrund der Erfahrung mörderischer, staatlicher Willkür wussten gerade sie die Errungenschaften eines fest verankerten, demokratischen Staatswesens zu schätzen. Es ist wohl nicht vermessen, die meisten von ihnen als kritische Schweizer Patrioten zu bezeichnen; eigentlich die beste Art seine staatsbürgerlichen Pflichten wahrzunehmen. Mein Vater hat das Erscheinen seiner Memoiren nicht mehr erlebt. Doch wird seine Geschichte wie diejenige von über einem Dutzend weiterer Überlebender dank dieser Publikationsreihe weiterwirken. Auch das fröhliche Lächeln meiner mit 15 Jahren ermordeten Tante Franciszka wird auf dem einzig überlieferten Foto, dem tödlichen Rassenwahn des nationalsozialistischen Deutschlands zum Trotz, auf diese Weise eine bleibende Spur der Erinnerung hinterlassen. Dies ist nicht viel, aber doch ein grosser Trost.

DANIEL GERSON

Schweizer Vertreter in der Academic Working Group der IHRA.

Historiker am Institut für Judaistik der Universität Bern.

*Publizierte Memoiren von Holocaustüberlebenden in der Schweiz (Auswahl):*

CZARNECKI, JERZY

Mein Leben als «Arier», Konstanz 2002.

FAYON, RUTH UND VALLÉLIAN, PATRICK

«Auschwitz en héritage», Neuchâtel 2009.

GELBART, NATHALIE

B-8326.

Ein Überlebender des Holocaust.

Biographie meines Grossvaters, Zürich 2008.

GRABER, SHLOMO

Schljame.

Von Ungarn durch Auschwitz-Birkenau, Fünfteichen und Görlitz nach Israel.

Jüdische Familiengeschichte 1859–2001, Konstanz 2002.

RÜBNER, KURT UND RÜBNER-BRESZLAUER, CATHERINE

Nos chemins vers la liberté, Neuchâtel 2012.

TOMAN, SIGMUND, HONSBERGER, MICHÈLE

UND MOURON MARTINE

«Vous, vous savez, mais moi je ne sais pas.», Neuchâtel 2008.

WICKI-SCHWARZSCHILD, MARGOT UND HANNELORE

Als Kinder Auschwitz entkommen, Konstanz 2011.



TEIL V

NACHWORT

## BEWEGENDE UND ERHABENE MOMENTE

---

In einem Schreiben vom September 2008 beglückwünschten der Leiter der Schweizer Delegation bei der International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA) und sein Stellvertreter die Kontaktstelle für Überlebende des Holocaust zur Lancierung des Projekts der Memoirenhefte. Sie betonten die Bedeutung solcher Erlebnisberichte, namentlich im Hinblick auf die Sensibilisierung der jungen Generation für Toleranz und Menschenrechte. «Solche Niederschriften stellen auch die stärksten Beweise gegen die Holocaustleugnung dar», fügten sie hinzu.

Sie sicherten den Verantwortlichen des Projekts ihre vollste Unterstützung zu. Die Hefte wurden jeweils in Dreierserien veröffentlicht und das Interesse dafür nahm laufend zu. Die Bilder und Ansprachen in diesem Band stammen von einer feierlichen Veranstaltung, die 2011 im Bundeshaus stattfand. Sie veranschaulichen die bewegenden und erhabenen Momente dieser Veranstaltung: die zwölf ersten Memoirenhefte wurden offiziell der ehemaligen Bundespräsidentin Ruth Dreifuss überreicht und die Überlebenden beschlossen in Würde, ihren Verein aufzulösen.

Die Publikation dieses Bandes und der letzten drei Memoirenhefte bildet den Abschluss des Projekts. Diese wichtige letzte Etappe erfolgt zehn Jahre nach der Aufnahme der Schweiz in die IHRA. Ein schöneres Geburtstagsgeschenk könnte man sich nicht wünschen!

Professor Ivan Lefkovits war von Anfang an die treibende Kraft dieses Projekts. Wir sind ihm für sein beispielloses und unermüdliches Engagement zu grösstem Dank verpflichtet. Der Titel seines eigenen Erlebnisberichts «Bergen-Belsen: vollendet – unvollendet» (Heft Nr. 8) könnte auch für das Projekt selbst gelten. Mit dem Erscheinen von 15 Heften und dieses Bandes ist es nunmehr auf eindrucksvolle Weise «vollendet».

Für die Erlebnisberichte jedoch geht das Leben weiter oder nimmt ein neues seinen Anfang. Wir wünschen uns, dass die Leserinnen und Leser, insbesondere der jungen Generation, zum Nachdenken und Han-

deln angeregt werden – im Sinne der Achtung der Würde aller Menschen.

BENNO BÄTTIG

Generalsekretär des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten.  
Leiter der Schweizer Delegation bei der IHRA.

BERNARD WICHT

Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren.  
Stellvertretender Leiter der Schweizer Delegation bei der IHRA.

Die Publikation dieses Bandes und der letzten drei Memoirenhefte bildet den Abschluss des Projekts. Diese wichtige letzte Etappe erfolgt zehn Jahre nach der Aufnahme der Schweiz in die IHRA (International Holocaust Remembrance Alliance). Ein schöneres Geburtstagsgeschenk könnte man sich nicht wünschen.

Die Sammlung der 15 Berichte wurde fertiggestellt und in einer gediegenen Auflage der Öffentlichkeit übergeben. Die Autoren haben von sich alles gegeben was sie konnten. Ob sie Mitglieder der Kontaktstelle für Überlebende des Holocaust waren, oder Menschen die eine «offizielle» Mitgliedschaft in der Kontaktstelle gemieden haben, sie alle sind bei dieser Arbeit über sich hinausgewachsen. Die Autoren wollten keine «belles-lettres» erstellen, sie wollten lediglich Zeugnis ablegen. Und dies haben sie alle getan.

Professor Ivan Lefkovits war von Anfang an die treibende Kraft dieses Projekts. Hinter diesem Memoiren-Projekt stand der gesamte Vorstand der Kontaktstelle sowie eine kleine Anzahl Mitglieder welche sich spontan zum Mitmachen entschlossen hatte.

Nach Jahrzehnten des Schweigens haben die Autoren angefangen über die Vergangenheit zu sprechen und auch den Riesenschritt gewagt, das bis jetzt unter Freunden erzählte, strukturiert auf Papier niederzuschreiben. Es wäre anmassend zu glauben, dass die Autoren mit deren Aussagen die Welt aufrütteln und verändern könnten. Und es ist auch nicht wichtig, ob die Aufzeichnungen von zehn Menschen oder zehntausend Menschen gelesen werden. Die Berichte sind und bleiben Teil der Geschichte des Holocausts.